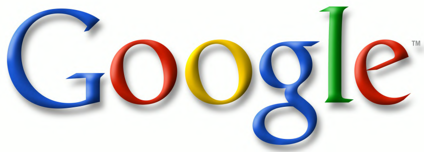


August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.



Siebzehnter Band.



Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

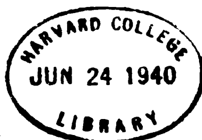


Siebzehnter Band.



Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.


HARVARD COLLEGE
JUN 24 1940
LIBRARY

Kleine Romane,

Erzählungen, Anekdoten

und

Miszellen

August's von Kotzebue.

Vierter Theil.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Erzählungen.

Uebermaß menschlicher Leiden.

Saint Germain und sein Bruder Chilly, welche Beide in Bengalen dienten, wurden von den Engländern zu Kriegsgefangenen gemacht, erhielten aber die Erlaubniß, auf ihr Ehrenwort nach Frankreich zu gehen. Sie fanden keine Schiffe, um ihren Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung zu nehmen, gingen daher mit einem dänischen Schiffer nach Suez am rothen Meere, in Hoffnung, sodann leicht den schmalen Landstrich zu passiren, welcher das rothe Meer von dem mittelländischen trennt, in Alexandrien sich einzuschiffen und nach Marseille zu gehen. Sie kamen glücklich nach Suez. Mehrere Franzosen und Engländer waren ihre Reisegefährten. Der dänische Schiffer schrieb sogleich an ein französisches Handlungshaus in Kairo um Kameele, seine Ladung, welche auf mehrere Millionen geschätzt wurde, zu transportiren. Einer der Beys, welche Egypten beherrschten, Ibrahim, versprach seinen mächtigen Schutz, und bot sogar seine eigenen Leute und Kameele zum Transport an. Man ergriff diesen Vorschlag mit Freuden, und ahnete nicht, daß der Reichthum der Karavane den Bey zu der Schändlichkeit verleiten würde, sich mit den Arabern von Tort, den wildesten Räubern jener Gegend, zu vereinigen, um sie zu plündern. Die Reisenden verließen Suez am Abend. Die Nacht ging

ruhig vorüber; kaum war aber der Tag angebrochen, als sie in einem engen Wege ungefähr von zwölfhundert Arabern überfallen wurden, die zuerst ihre Gewehre losbrannten, und dann mit dem Säbel in der Faust auf die zerstreuten, unbewaffneten Europäer einstürzten, deren nicht mehr als zehn waren. Sie wurden zum Theil verwundet; man raubte ihnen Alles; sogar ihre Hemden, und ließ sie ganz nackend in der Wüste. Die Kameeltreiber waren beim ersten Flintenschusse, der ihnen vermuthlich zum Signal diente, sammt den Kameelen in ein den Arabern zugehöriges Dorf entflohen. — Die verwundeten, nackten und noch immer verfolgten Europäer hatten sich zufällig in zwei Haufen getheilt, deren einer den Rückweg nach Suez nahm, von wo sie nur acht Meilen entfernt waren. Der andere hingegen konnte, weil er an der Spitze der Karavane marschirt war, nicht durch die herumschweifenden Araber dringen, und floh vorwärts nach Kairo, wohin zwar nur zwei und zwanzig Meilen gerechnet werden, die aber hier, um den Verfolgern zu entgehen, durch viele Umwege sehr verlängert wurden. Saint Germain und Chilly waren leider unter dem letzten Haufen, der, außer ihnen, aus zwei Engländern, Barrington und Jenkins, dem dänischen Schiffer Vanderfelden, dem Dolmetscher Paul, einem Amerikaner, zwei arabischen Bettlern und einem den Brüdern zugehörigen schwarzen Bedienten bestand, in Allem neun Personen. — Die Luft in jenen Wüsten ist Feuer: es regnet dort nie; auf dreißig Meilen in die

Runde findet man keinen Tropfen Wasser und keinen Strauch; der rothe Sand glühet und besteht aus lauter kleinen spitzigen Kieseln, welche wie Glas in die Haut schneiden. Die Nächte hingegen sind empfindlich kalt.

In dieser mörderischen Wüste kämpfte Saint Germain mit seinen Unglücksgefährten gegen alle Schrecken des Todes, drei Tage und vier Nächte lang. Ohne Speise, ohne Trank, vom Durst aufgetrocknet, von der Sonnenglut verzehrt, völlig nackend, von Wolken stechender Insekten umgeben, fiel Saint Germain in jeder Stunde wohl zwanzigmal kraftlos zu Boden, und eben so oft trieb ihn der Höllenschmerz von den stechenden glühenden Kieseln wieder auf. Bald kroch er auf Händen und Füßen, um den Fußsohlen eine schwache Linderung zu verschaffen; bald lag er wieder sterbend, und erquickte sich durch seinen Urin. Durch den unaufhörlichen Stich der Insekten ward sein ganzer Körper zu einer einzigen Wunde: das Fleisch fiel ihm von den Knochen, Zunge und Lippen waren völlig verschrumpft; er sah nur noch wenig, hörte gar nicht mehr, konnte nicht mehr sprechen, wurde innerlich von einem hitzigen Fieber geschüttelt, und bekam mehrere Anfälle vom Schlage. Alle seine Gefährten sah er nach und nach hinsinken und sterben — endlich auch seinen geliebten Bruder, den zweiundzwanzig Säbelhiebe ohnehin schon sehr entkräftet hatten. Er lebte noch, als er niedersank, und Saint Germain wollte sich neben ihn legen; aber der Bruder selbst trieb ihn fort, um Hilfe zu suchen,

und vielleicht noch Beide, wenigstens sich selbst, zu retten. Er raffte seine letzten Kräfte zusammen, und erreichte endlich, wie durch ein Wunder, das Landhaus eines Bey's unfern Kairo. Man nahm ihn menschenfreundlich auf, und er flehte um Gottes willen, seinem Bruder zu Hilfe zu eilen. Der Bey sandte seine Leute in die Wüste, sie fanden die Leichname der übrigen, aber weder Chilly noch seinen schwarzen Sklaven.

Esther von Racine.

Auf dem Theater der Republik wurde zum Benefiz der Madame Vestris, Esther von Racine gegeben. Da man dieses einst berühmte Stück sehr kalt aufgenommen hat, so ist es interessant, in das siebzehnte Jahrhundert zurückzublicken, und denjenigen Abend hervorzurufen, der einst die ganze schöne Welt in die heftigste Bewegung setzte. Es war der 3. Februar 1689. — Bekanntlich gab Racine, nachdem sein Phedre ihm so großen Ruhm erworben, das Theater seinen Nebenbuhlern Preis, und schrieb gar nicht mehr für die Bühne. Pradon blieb Meister vom Kampfplatze, daher auch Boileau sagte:

Et la scéne française est en proie à Pradon.

Schon hatte Racine, aus Religionsschwärmerei, seit zwölf Jahren der unheiligen Dichtkunst entsagt, als

plötzlich eine Religionspflicht ihm die Leier wieder in die Hand gab. Frau von Maintenon, die auf Alles, was zu einer angemessenen Erziehung der jungen Damen in dem Kloster St. Cyr gehörte, sehr aufmerksam war, beklagte sich einst über die Gefahr, von unschuldigen Lippen auch die schönsten Verse deklamiren oder singen zu lassen, weil sie alle von profanen Gegenständen handelten. Sie fragte Racine, ob es denn nicht möglich sei, Poesie, Musik und Frömmigkeit mit einander zu verbinden? Racine fand ihren Gedanken sehr erbaulich, aber auch sehr beunruhigend für sich selbst. Gern hätte er die Ehre der Ausführung einem Andern überlassen. Er, der seit zwölf Jahren keinen Reim gemacht — was würden seine Feinde sagen? — und wenn ihm nun etwa gar etwas Menschliches begegnete? wenn sein Ruhm auf der geistlichen Bühne verlöschte, nachdem er auf der weltlichen so schön geglänzt hatte? — Doch konnte er auch wieder Frau von Maintenon nichts abschlagen; denn bei aller seiner Frömmigkeit war er doch ein Hofmann. Boileau, den er um Rath fragte, entschied geradezu für die Negative. Bedenke, sagte er ihm, daß du eine große Reputation zu conserviren hast, und daß Erhalten oft schwerer ist, als Erwerben. — Nach langem Hin- und Hersinnen kam endlich Racine auf den Stoff, den die Geschichte der Esther ihm darbot, und der alle Bedenklichkeiten glücklich hob. Nicht lange, so brachte er der Frau von M. nicht allein den Plan seines Stückes (denn er war gewohnt, ihn in Prosa von Scene zu Scene zu entwerfen), sondern

auch den ersten Act ganz ausgearbeitet. Sie war entzückt darüber, und Trotz ihrer großen Bescheidenheit konnte sie doch nicht umhin, in dem Charakter der Esther und in einigen andern Nebenumständen sehr schmeichelhafte Anspielungen auf sich zu finden. Auch Vasthi und Haman waren getroffene Portraits. Da nun überdies der biblische Stoff für St. Cyr vollkommen schicklich war, so wurde die erste Vorstellung mit Eifer veranstaltet; aber nur die vornehmsten Höflinge, welche Ludwig den Vierzehnten auf die Jagd begleiteten, durften gegenwärtig sein. Beim Souper sprach der König von nichts als von Esther. Monseigneur, Monsieur, alle Prinzen wollten sie sehen; der Beifall war außerordentlich: Esther's Gebet riß unwiderstehlich hin; Alles schien groß, herrlich, mit Würde behandelt; sogar der große Condé weinte. — Die dritte Vorstellung war den Frommen gewidmet, als nämlich dem Père de la Chaise, einigen Bischöfen, zwölf bis fünfzehn Jesuiten, zu denen sich Madame de Miramion mit ihren vornehmsten Nonnen gesellte. Heute, sagte Frau von Maintenon, soll man nur für die Heiligen spielen. Die Heiligen applaudirten so gut wie die Weltkinder, und wünschten herzlich, daß doch alle Trauerspiele der Esther gleichen möchten. — In der Folge ließ der König alle seine Höflinge Theil nehmen; sie waren natürlich außer sich vor Bewunderung. Frau von Maintenon wurde von allen Seiten um Einlaßbillette gequält; es gab mehr als zweitausend Aspiranten, und nur zweihundert Plätze. Der König machte ordentlich

eine Liste, wie zu seinen Reisen nach Marly. Dann ging er zuerst hinein, und stand an der Thür, mit der Liste in der einen und dem aufgehobenen spanischen Rohr in der andern Hand; so bewachte er selbst den Eingang, bis die sämmtlichen Auserwählten versammelt waren. — Ein sehr komischer Umstand war es auch, daß die hübschen jungen Schauspielerinnen hinter den Coulissen ihr veni Creator herbeteten, um den heiligen Geist für ihre Rollen zu interessiren. — Als nun gar der König und die Königin von England den Wunsch äußerten: Esther zu sehen, wurde das Stück prächtiger als jemals aufgeführt; die Schauspielerinnen waren mit Brillanten bedeckt, und das Orchester bestand aus den ersten Musikern des Königs. — Frau von Montespan und Louvois erkannten sich unter den Namen Vasthi und Haman, bissen sich in die Lippen, und klatschten. Die englischen Majestäten ergetzten sich sehr daran, daß man den Papst, der ihre Thronentsetzung befördert hatte, als von der Hölle verblendet darstellte. Ludwig der Vierzehnte selbst, dem vielleicht der große Ruhm, welchen er der Frömmigkeit verdankte, mitunter ein wenig drückend war, erkannte sich gern in dem Stolze eines persischen Königes, in seiner Gerechtigkeitsliebe, wie in der Zärtlichkeit für Esther. Kurz, Jedermann war zufrieden. — Racine wollte sein Werk der Frau von Maintenon zueignen; sie ersuchte ihn aber, nicht einmal in der Vorrede ihres Namens zu erwähnen. — Zwei und dreißig Jahre nachher brachten die Schauspieler Esther zum ersten Mal

auf die Bühne, und — es blieb bei einer einzigen Vorstellung; vermuthlich weil nur die reinen unschuldigen Aktricen von St. Cyr mit ihren Engelstimmen einem Schauspiel jenes hohe Interesse zu geben wußten, welches, wie Voltaire sagt, eine unwahrscheinliche, nicht anziehende Begebenheit darstellt: einen albernen König, der sechs Monate mit seiner Frau gelebt hat, ohne zu wissen, wer sie ist; der, ohne den geringsten Vorwand, eine ganze Nation zu schlachten befiehlt, und nachher seinen Günstling eben so leichtsinnig aufhängen läßt. — Die kalte Aufnahme, die in unsern Tagen Esther abermals in Paris erfahren, scheint Voltairens Urtheil zu bestätigen.



Einige Beispiele von Liebe und Heldenmuth französischer Frauen während der Schreckenszeit.

(Bruchstück aus Segür's Werke über die Weiber.)

Lefort wurde als ein Verschwörer in den Kerker geworfen. Seine Gattin zitterte für sein Leben; sie erkaufte die Erlaubniß, ihn zu sehen. Als der Tag sich neigte, flog sie zu ihm mit doppelten Kleidern, bewog ihn, die seinigen mit den ihrigen zu vertauschen, so verkleidet zu entschlüpfen, und sie zurückzulassen. Der Anschlag gelingt; ihr Gatte ist frei. Als am folgenden Morgen der Volksrepräsentant den Betrug entdeckt, ruft er drohend aus: Unglückliche!

was hast du gethan! — Meine Pflicht, antwortete sie gelassen; thu jetzt die deinige. — Unter einem Haufen von Gefangenen, welche nach Paris geschleppt, und dort bis zur Hinrichtung in die Kerker gestoßen wurden, befand sich einer, der eine junge schöne Frau besaß, die sich durchaus nicht hatte von ihm trennen wollen. Sie geht eben mit den übrigen Gefangenen in dem Hofe des Gefängnisses spaziren, als der Name ihres Gatten draußen abgerufen wird; sie ahnet, es sei der Ruf zum Tode, sie will ihm folgen. Der Kerkermeister hält sie zurück; aber stark durch ihren Schmerz, wirft sie alles vor sich nieder, und klammert sich an ihren Mann, um sein Schicksal zu theilen. Die Wachen rissen sie von ihm los. Unmenschen! rief sie aus, ich werde dennoch sterben! Augenblicklich rannte sie mit dem Kopfe gegen das eiserne Gitter, und sank sterbend zu Boden. — Der Marschall von Mouchy wird arretirt. Kaum ist er im Gefängniß angelangt, als er auch schon seine Gemahlin erscheinen sieht. Man sagt ihr, von ihr sei nicht die Rede gewesen. Mein Mann ist verhaftet, antwortete sie; folglich bin ich es auch. Der Marschall wird vor das Revolutions-Tribunal gefordert, sie begleitet ihn. Der öffentliche Ankläger sagt ihr: sie sei nicht gerufen worden. Aber doch mein Mann, erwiederte sie, und folglich auch ich. Sein Todesurtheil wird gesprochen; sie steigt mit ihm auf den Mordkarren. Der Henker weist sie auf dem Richtplatze zurück, weil nicht sie zum Tode verdammt sei, sondern ihr Mann.

Eben deswegen, ruft sie entschlossen; mein Gemahl muß sterben und folglich auch ich. Eine andere Antwort gab sie nicht. Man gewährte ihren Wunsch: sie wurde an der Seite ihres Gatten hingerichtet. — Zu Bordeaux schmachtete ein Jüngling im Kerker. Die verpestete Luft zerstörte seine Gesundheit; er wurde endlich in's Hospital gebracht, und der Obhut einer barmherzigen Schwester, der jungen Therese, anvertraut. Der Jüngling verband mit einer reizenden Gestalt auch noch die Vortheile der Geburt und des Vermögens. Anfangs interessirte sich Therese blos für ihn wegen seiner sanften Physiognomie; als er ihr aber erzählte, was er gelitten, und was er noch zu fürchten habe, da vollendete das Mitleid den süßen Eindruck: sie beschloß, ihn zu retten. Er mußte sich stellen, als ob er in heftige Konvulsionen falle, und bald nachher sterbe. Das geschah. Schwester Therese deckte, wie es die Gewohnheit mit sich brachte, sein Bettuch über seinen Kopf. Der Arzt ging zur gewohnten Stunde vorüber; sie sagte ihm, der Kranke sei eben gestorben. Er entfernte sich, ohne den Betrug zu argwöhnen. Gegen Abend gab Therese vor: man habe den Leichnam zum Unterricht der chirurgischen Zöglinge begehrt, und ließ ihn nach dem Saale tragen, wo die Leichen zergliedert werden. Dort war ein junger Chirurgus gewonnen, in dessen Kleidern der lebendige Todte glücklich entschlüpfte. Die List wurde erst am folgenden Morgen entdeckt. Auf Befragen nahm Therese sich gar nicht einmal die Mühe zu läugnen, und wurde um

ihrer klugen Freimüthigkeit willen verschont. Indessen hatte sie dem geretteten Jüngling Empfindungen eingeflößt, die noch lebhafter waren, als ihre eigenen. Er schrieb an sie, und bat um eine Unterredung in seiner Freistatt. Sie kam; er flehte mit dankbarer Liebe zu ihren Füßen, ein Dasein zu verschönern, welches er ihr allein verdanke, seine Gattin zu werden. Sie willigte ein, gab und empfing das Glück. Die Liebenden flohen nach Spanien, wo sie vermählt wurden. — Minder glücklich war eine junge Witwe, deren Geliebter Fesseln trug. Bei der ersten Nachricht von seiner Verhaftnehmung bot sie alles auf, ihn zu befreien; vergebens! Sie bat endlich um die einzige Gnade, ihn zu sehen, oder mit ihm eingesperrt zu werden; auch das wurde ihr abgeschlagen. Sie eilte zu seinem Gefängniß, dessen Fenster auf die Straße gingen, und harrte auf Gelegenheit, ihn wenigstens zu sehen. Er erschien endlich am Fenster. Welch ein Wiedersehen! Die Liebende kam täglich wieder, trotz Regen, Sturm und Schildwachen, welche letztere schlimmer waren, als die rauheste Witterung, um den Geliebten nur einen Augenblick zu sehen und seine Stimme zu hören. Aber eines Tages — in dem Augenblicke, da sie ankam — Gott! welch' ein Schauspiel! ein Karren fährt zum Richtplatz: ihr Geliebter liegt gebunden darauf, nebst mehreren Schlachtopfern. Sinnlos stürzt sie auf die Pferde, greift die Zügel, schreit das Volk zu ihrer Hilfe herbei. Die Satelliten ergreifen sie; noch einmal reißt sie sich los, und stürzt dem Unglücklichen nach, der schon einige Schritte

weiter geschleppt worden war. Auf's neue ergriffen, wirft sie der Wache ihren feigen Gehorsam vor, nennt sie Tiger, beschwört sie, die Gnade des gemeinschaftlichen Todes mit dem Geliebten ihr nicht zu versagen. Sie stoßen sie zurück; da reißt sie einem von ihnen rasch den Säbel von der Seite, und senkt ihn tief in ihr treues Herz. Das Volk murrt, die Soldaten stehen erstarrt, der Jüngling raset, seine Unglücksgefährten vergessen einen Augenblick ihren eigenen nahen Tod. Indessen wird der Leichnam bei Seite geschafft, der Mordkarren erreicht den Richtplatz, die Köpfe der Verurtheilten fallen, und die Erinnerung an den Selbstmord jener edlen Liebenden wird von den Blutströmen weggeschwemmt, welche täglich neu fließen! — Ein anderes Mädchen hatte noch so viel Kraft, der Hinrichtung ihres Geliebten beizuwohnen, und sie folgte seiner Leiche bis an den Ort, wo er mit den übrigen Leichnamen eingescharrt werden sollte. Hier bestach sie den Todtengräber, um wenigstens das theure Haupt wieder zu bekommen, dessen erloschene Augen einst so liebevoll auf ihr ruhten. Für hundert Louisd'or ward ihr Wunsch gewährt. Sie wickelte das traurige Geschenk in einen kostbaren Schleier und wankte fort. Aber — die Natur war minder stark als ihre Liebe: an der Ecke der Straße von St. Florentin sank sie nieder; das blutende Haupt rollte aus dem Schleier hervor die Vorübergehenden sahen es mit Entsetzen. Man schleppte die Ohnmächtige sogleich vor das Revolutions-Tribunal, und fröhlich empfing sie das Urtheil, welches mit ihrem

Geliebten sie auf ewig vereinigte. — Mit der Treue der Liebenden wetteiferte an Heldenmuth die kindliche Zärtlichkeit. Delleglace mußte von Lyon nach Paris abreisen, um dort in die Conciergerie eingesperrt zu werden. Seine Tochter wich nicht von seiner Seite. Sie bat den Begleiter um Erlaubniß, in denselben Wagen steigen zu dürfen; der Unmensch versagte sie ihr. Das schlug ihren Muth nicht nieder. Trotz ihrem zarten Körperbaue lief sie zu Fuße neben dem Wagen her von Lyon bis Paris, mehr als hundert Lieues, und nur in Städten entfernte sie sich Mittags von dem Fuhrwerke, um ihren Vater Speisen zuzubereiten, und Abends um eine Bettdecke für ihn zu betteln. So trieb sie es unverdrossen, bis der Pariser Kerker sie trennte. Dann fing sie an, alle Mitglieder des sogenannten Wohlfahrtsausschusses, die nur einigen Einfluß hatten, mit Bitten und Thränen zu bestürmen; hundertmal zurückgewiesen, kehrte sie hundertmal wieder, und endlich siegte sie. Mit freudigem Stolz führte sie ihren befreiten Vater nach Lyon zurück. Doch erschöpft von den unendlichen, ihre Kräfte übersteigenden Beschwerden, wurde sie schon unterweges krank; und ehe sie noch den Lyonern den geretteten Mitbürger zeigen konnte, endigte sie ein Leben, durch dessen Aufopferung sie das Leben ihres Vaters erkauft hatte. — Nach der Schlacht bei Fleurüs, als die französischen Truppen wieder in Belgien einrückten, floh ein Jüngling durch Brüssel, der die Waffen gegen sein Vaterland getragen hatte. Ein junges Mädchen, welches vor einer Thür saß, rief ein-

zig von Mitleid getrieben: Wohin? Ihr seid verloren, wenn Ihr weiter geht — Ich bin auch verloren, erwiederte er, wenn ich umkehre. — Wohlan, so kommt hier herein. Er folgte der Einladung. Sie sagte ihm, daß sie die Nichte eines Geistlichen sei, der ihr nicht erlauben werde, einen Flüchtling in seinem Hause aufzunehmen; sie führte ihn daher in eine Scheune. Kaum war es dunkel geworden, als einige Soldaten hineingingen, um zu schlafen. Das Mädchen folgte ihnen unvermerkt, und sobald sie eingeschlafen waren, zog sie den Jüngling nach sich, um ihn an einen sicherern Ort zu führen. Indem sie eben an den Schlummernden vorüberschlüpfen wollen, erwacht einer derselben, und ergreift den Fliehenden bei der Hand. Sogleich wirft das Mädchen sich zwischen Beide und ruft: »Laßt mich doch los! ich bin es ja.« Durch die Weiberstimme getäuscht, läßt der Soldat sie los; sie führt den Jüngling in ihre Kammer, ergreift dort ein Bund Schlüssel und eine Lampe, und öffnet ihm die alte düstere Kirche. In einer wüsten Kapelle, die im Kriege war geplündert worden, hebt sie hinter dem Altar eine Fallthüre auf: »In diesem Gewölbe,« spricht sie, »liegen die Ueberreste einer edlen Familie; hier wird man Euch nicht suchen. Faßt Muth, und harret hier eines günstigen Augenblicks.« Der Jüngling steigt ohne Bedenken hinab. Welch' ein Zufall! Das erste, was ihm bei dem trüben Schimmer der Lampe in die Augen fällt, ist sein Familienwapen; er erkennt die Gräber seiner Voreltern. Das

Mädchen überläßt ihn diesen schauerlichen Eindrücken. Die Hoffnung, mit einer geliebten Gattin wieder vereinigt zu werden, hilft ihm die grauenvolle Wohnung eine Zeit lang ertragen; aber zwei ewig lange Tage schleichen vorüber, und seine Befreierin kehrt noch nicht zurück. Hat sie ihn vergessen? oder ist sie selbst das Opfer ihrer Menschlichkeit geworden? Zu diesen marternden Gedanken gesellt sich der Hunger; seine Kräfte sind erschöpft, er sinkt halb ohnmächtig auf den Sarg eines seiner Vorfahren. Ein Geräusch läßt sich vernehmen; es ist die sanfte Stimme des Mädchens. Sie ruft; Freude und Ohnmacht lähmen seine Zunge, er kann nicht antworten; sie glaubt, er sei todt, und läßt seufzend die Fallthür wieder sinken; Entsetzen ergreift ihn; die Angst preßt ihm einen Schrei aus. Sie hört es und eilt herzu. Während sie ihm Speise reichte, erklärte sie ihr unverschuldetes Ausbleiben, und die Maßregeln, die sie klug getroffen, um ihn solcher Angst nicht wieder auszusetzen. Kaum ist sie fort, als Waffengetös an sein Ohr schlägt. Das Mädchen steigt hastig wieder herab in das Gewölbe, und winkt dem Jüngling, sich still zu halten. Es waren wirklich Soldaten, die der Geistliche selbst herumführte, weil man ihn beschuldigt hatte, Emigrirte in der Kirche versteckt zu haben, und weil er von seiner Nichte unvorsichtigem Wagestück nichts wußte. Sie durchkrochen jeden Winkel, gingen auch sogar über die Fallthür — welch' ein Augenblick für die beiden Eingeschlossenen! — Jeder Fußtritt schlug an ihr Herz, und schien das Signal zum

Tode. Endlich entfernt sich das Geräusch nach und nach — es verschwindet. — Das Mädchen schlüpft hervor, schleicht in der Kirche umher, findet sie still und öde, beruhigt den jungen Mann und eilt davon. Noch lange schützte und nährte ihre Menschenliebe den Fremdling in jenen Gräbern, bis endlich die Gefahr verschwand, er die düstere Wohnung seiner Voreltern verließ, dem guten Mädchen ein dankbares Lebewohl sagte, und glücklich in die Arme seiner harrenden Gattin zurückkehrte. — Mademoiselle de Sombreuil versuchte in den schrecklichen September-Massacren alles, was die kindliche Liebe ihr eingab, um ihren Vater zu retten. Einer der Mörder versprach ihr dessen Befreiung, wenn sie ein Glas voll Menschenblut austrinken wolle. Sie that es, und leidet seit jenem fürchterlichen Augenblick an Krämpfen, die regelmäßig wiederkehren. — Ich wende mich hinweg von diesen schauerlichen Gemälden, um dasjenige Billet mitzutheilen, was allen jenen Gräueln plötzlich ein Ende machte. Die reizende Madame Tallien harrte bekanntlich im Kerker ihres nahen Todes. Sie schrieb an ihren Gatten: »Der Polizeibeamte geht so eben von mir; er hat mir angekündigt, daß ich morgen vor dem Tribunal, das heißt, auf dem Schaffot erscheinen muß. Wie wenig stimmt das mit meinen Träumen von voriger Nacht überein. Robespierre war nicht mehr, alle Gefängnisse standen offen. Ein einziger muthvoller Mann würde vielleicht hinreichen, diesen Traum wahr zu machen; aber

Dank sei es Ihrer ausgezeichneten Feigheit, es wird niemand übrig bleiben, der einer solchen Wohlthat genießen könnte. Leben Sie wohl.» — Diese wenigen Worte einer geliebten Frau belebten den Muth Tallien's und seiner Freunde. Seine Antwort war sehr kurz: »Habe,» schrieb er, »so viel Vorsicht, als ich Muth haben werde, und vor allen Dingen sei ruhig.» — Der folgende Tag war der neunte Thermidor. —

Die Rosen und der Pfau.

Ob wir gleich jetzt über hundert Gattungen von Rosen zählen, folglich vielleicht neunundneunzig mehr als unsere Voreltern, so waren die Rosen doch bei ihnen eben so beliebt, als bei uns. Keine Freude ohne Rosen; ja ein gewisser Graubart Aelianus, den die schönen Leserinnen nicht näher zu kennen brauchen, behauptet, daß sogar die alten Gallier, um den Muth anzudeuten, mit welchem sie in die Schlacht gingen, statt der Helme Rosenkränze auf das Haupt setzten.

Rosen schmückten jedes Fest, jede Hochzeit. Chapel hieß die Rosenkrone, welche die Damen trugen. Wenn der Konnetabel den König bei der Tafel bediente, so hielt er in der Hand eine weiße Ruthe, und sein Haupt zierte ein Kranz von Rosen. Nonnen, die eingekleidet, Mädchen, die verheirathet wurden, wanden Rosen um die Schläfe.

Ein Vater, der seiner Tochter nichts mitgeben konnte oder wollte, mußte ihr wenigstens den sogenannten Chapel schaffen. Die Braut ging ganz weiß gekleidet, zum Sinnbild der jungfräulichen Reinheit; die Rosenkrone im Haar war das Sinnbild der Liebe. Sie fehlte nicht einmal bei geistlichen Prozessionen, und ihr allgemeiner Gebrauch hatte sogar einer Handwerksinnung zu Paris das Dasein gegeben, deren Mitglieder man Chapeliers (Hutmacher) nannte, und die allein Rosenkronen machen und verkaufen durften. Diejenigen Weiber, die mit künstlichen Blumen handelten, hießen gleichfalls chapelières en fleurs.

Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts kam im Parlament eine seltsame Gewohnheit auf. Wenn nämlich ein weltlicher Pair einen Prozeß hatte, und vorgerufen wurde, mußte er den Parlamentsgliedern Rosen überreichen. Selbst Heinrich IV. hatte diesen Gebrauch, aber zuletzt, beobachtet. In den verworrenen Zeiten der Ligue, als das Parlament nach Tours flüchten mußte, wurde die Rosenceremonie vernachlässigt, und endlich vergessen. Vorher aber hatte das Parlament seinen eigenen Rosenlieferanten, der den Titel rosier de la Cour führte. Er versorgte sich mit seiner Ware hauptsächlich aus einem Dorfe, dessen Einwohner sich ausschließend mit der Rosenkultur beschäftigten. Ihr Dorf ward daher Fontenay-aux-roses genannt.

In vielen Städten durfte nicht Jedermann Rosen in seinem Garten ziehen; denn das war ein Privilegium. Die,

denen es zu Theil geworden, mußten dem Stadtrath jährlich am heil. drei Königsfeste drei Rosenkronen liefern, und am Himmelfahrtstage einen großen Korb voll Rosen, um Rosenwasser daraus zu machen. Hieraus erklärt sich auch, daß man oft, unter den Abgaben jener Zeit, welche die Herrenrechte genannt wurden, Rosenbüschel findet: denn die reichen Leute verbrauchten sehr viel Rosenwasser zu ihren Ragouts, Desserts und Brühen; auch wuschen sie nach der Mahlzeit sich die Hände damit. Ein gewisser Arnaud de Villeneuve tadelt die zu seiner Zeit üblichen starken Gewürze an den Speisen (es war im dreizehnten Jahrhunderte), und räth, man solle gebratenes wildes Geflügel nur mit ein wenig Wein, Salz und Rosenwasser essen. Schwerlich wird man heut zu Tage diese Sauce pikant finden.

In den ältesten Zeiten pflegte man die Tafel und den Speisesaal mit Blumen zu schmücken. Ein alter Schriftsteller erzählt: »Statt Kalk und Steine sah man nur Epheu an den Mauern. Der Fußboden war dick mit Blumen bestreut; man glaubte auf einer blühenden Wiese zu wandeln. Die Tafel zeigte mehr Rosen als ein ganzer Garten. Kein Tischtuch bedeckte sie, nichts als Rosen. Die Speisen standen auf und zwischen Rosen. Ihr Duft und ihre glühenden Farben ersetzten reichlich den Anblick eines schneeweißen Tischtuchs.»

Da wir einmal in das Mittelalter hinein gerathen sind, und eben an einer schön geschmückten Tafel sitzen, so wollen

wir noch einen Blick auf das werfen, was darauf gesetzt zu werden pflegte.

Eine der leckersten Speisen jener Zeit, die, wenn Könige und Fürsten banketirten, nie auf ihren Tafeln fehlte, war der Pfau. Die alten Romanciers nannten ihn den edlen Vogel, dessen Fleisch nur Liebenden und Tapfern zur Nahrung dienen müsse. Ein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, der einen Lügner schildern will, sagt: er habe so viel Neigung zum Lügen gehabt, als ein Hungriger zu einem gebratenen Pfau. Man pflegte ihn ganz mit allen seinen Gliedern und Federn auf die Tafel zu setzen. Das bewerkstelligte man, indem man ihm sehr geschickt die Haut abzog, den Kopf in Leinewand wickelte, und dann den Körper an den Spieß steckte. Um während des Bratens seine Federkrone unversehrt zu erhalten, begoß man die Leinewand unaufhörlich mit frischem Wasser. War der Pfau nun gar, so nahm man ihn vom Spieße, zog die Haut wieder über den Körper, stutzte die Krone auf, breitete den Schweif aus einander, und servirte ihn.

Zuweilen trieb man die Verschwendung so weit, ihn statt seiner natürlichen Haut mit Goldblättchen zu bedecken. Andere steckten ihm zur Belustigung Leinewand in Kampfer getaucht in den Schnabel, zündeten bei der Tafel die Leinewand an, und ließen so den Pfau Flammen speien. — Kein Knappe durfte sich die Ehre anmaßen, diesen edlen Braten auf die Tafel zu setzen: das gebührte nur den Damen, und unter diesen wiederum der Schönsten

oder Vornehmsten. Im Gefolge mehrerer Frauenzimmer, und von Musik begleitet, trat die Königin des Festes mit der goldenen oder silbernen Schüssel in den Saal, auf welcher der Vogel prangte. Bei Trompetenschall setzte sie dieselbe vor den Wirth, wenn er vornehm genug war, oder vor den tapfersten und galantesten Ritter. Folgte der Schmaus nach einem Turnier, und war derjenige Ritter zugegen, der den Preis erkämpft hatte, so kam ihm diese Ehre zu. Dann mußte er aber auch seine Geschicklichkeit im Transchiren beweisen, und es so einzurichten wissen, daß ein jeder Gast, wären ihrer auch noch so viele gewesen, ein Stückchen davon bekam. Der Verfasser des Romans: Lancelot, erzählt, daß bei einem Feste, welches König Artus der Tafelrunde gab, der König selbst einen Pfau so geschickt zerlegt habe, daß von hundert fünfzig Gästen keiner leer ausging.

Zuweilen wurde der transchirende Ritter durch die ihm erwiesene Ehre plötzlich zu hohem Muth entflammt; er stand auf, streckte die Hand über den gebratenen Vogel aus, und that irgend ein verwegenes oder liebeathmendes Gelübde. Er schwur z. B., daß er in der nächsten Schlacht sich zuerst auf den Feind stürzen, oder bei einer Belagerung, zu Ehren der Geliebten, sein Fähnlein zuerst auf die Mauer pflanzen wolle. Die Formel eines solchen Gelübdes war: Ich gelobe bei Gott, der heiligen Jungfrau, meiner Dame und dem Pfau, rc.

Nachher wurde die Schüssel von einem zum andern

getragen, und der in jeder Brust aufgeregte Ehrgeiz that oft die ausschweifendsten Gelübde. — So ward es mit dem Pfau gehalten; oft genoß auch der Fasan gleicher Ehre.

Eine andere Leckerei späterer Vorzeit waren die jungen grünen Erbsen, auf deren Kultur man sich damals noch wenig gelegt hatte, und die daher in einem ungeheuren Preise standen. Der Verfasser von Colbert's Leben (1693 gedruckt) sagt: es sei zum Erstaunen, daß Leckermäuler oft ein Maß Erbsen mit fünfzig Thaler bezahlten. — In einem Briefe von 1696 sagte Frau von Maintenon: »das Kapitel von den grünen Erbsen ist noch immer an der Tagesordnung. Die Ungeduld, welche zu essen, das Vergnügen, sie gegessen zu haben, und die Sehnsucht, noch mehr zu essen, sind die drei Hauptpunkte, welche von unsern Prinzen seit vier Tagen abgehandelt werden. Es gibt Damen, welche, wenn sie beim König zu Nacht gegessen, und tüchtig gegessen haben, zu Hause noch vor dem Schlafengehen eine Schüssel voll grüner Erbsen verzehren, auf die Gefahr einer derben Unverdaulichkeit. Es ist eine Mode, eine Wuth; und es ist nicht die einzige.»

Da dieser Brief vom 10. Mai datirt ist, so folgt daraus, daß man damals, selbst am Hofe, nicht früher grüne Erbsen haben konnte, obgleich die Mode einen so hohen Preis auf sie setzte. Erst gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gab der wackere Arnaud d'Andilly, in der Abtei de Port royal, der echten Gartenkunst das Leben.



Die Jungfrau von Orleans, als Frau und Mutter.

Manche meiner schönen Leserinnen wird bei dieser Ueberschrift unwillig stutzen; denn seit Voltaire's Dirne vergessen worden ist, und Schiller die Jungfrau — wie er selbst sagt — mit einem Sternenkranz umgab, seitdem mögen wir uns gar zu gern ein reines, keusches, unirdisches Wesen in ihr denken, und, wenn es sein muß, lassen wir sie lieber verbrennen, als verheirathen. Sie ist aber in der That nicht verbrannt, sondern wirklich verheirathet worden, hat auch Kinder geboren, u. s. w. Wenigstens hat man ziemlich starke Beweise dafür. Ein gewisser Pater Vignier nämlich, Prêtre de l'Oratoire, der 1661 zu Paris starb, ein alter, gründlich gelehrter und vorurtheilsfreier Mann, hat zufällig diese Entdeckung gemacht, und ein Brief seines Bruders an Herrn von Grammont, geschrieben zu Richelieu am 2. November 1683, gibt darüber folgende Aufschlüsse.

Der Pater Vignier, der sich sehr emsig mit einer Geschichte der Herren vom Elsaß beschäftigte, und, auf einer Reise durch Lothringen, überall dazu gehörige Nachrichten und Alterthümer aufsuchte, fand in Metz eine alte Handschrift, eine Art von Chronik der Stadt, die er abschreiben, und durch die Unterschrift eines Notars beglaubigen

ließ. Diese Handschrift nun enthält unter andern folgenden Artikel:

»Im Jahre 1436, da Herr Plin Marcou Bürgermeister zu Metz war, am zwanzigsten Tage des Monats Mai, kam das Mädchen Johanna, welche in Frankreich gewesen, nach la Grange ez Ormes, um mit einigen Herren aus Metz zu reden, und ließ sich Claude nennen. Eben dahin kamen, um sie zu sehen, ihre beiden Brüder, Peter der Ritter und Petit Jean, der Ecuyer, welcher glaubte, sie wäre verbrannt worden. Und sobald sie das Mädchen erblickten, erkannten sie dieselbe für ihre Schwester, und wurden von ihr wiederum als Brüder erkannt. Des Montags, am 21., führten sie ihre Schwester mit sich nach Boquelon, und Ritter Nicole schenkte ihr ein Roß, zwanzig Livres an Werth, auch ein Paar Halbstiefeln, Albert Roulle eine Kappe, und Nicolaus Grognet ein Schwert. Das Mädchen schwang sich sehr behend auf das Roß, und erzählte dem Ritter Nicole Dinge, aus welchen er gar wohl erkannte, daß sie dieselbe sei, welche den König Karl zur Salbung nach Rheims geführt. — Am Pfingstfest kam sie wiederum in die Stadt Marnelle — (hier folgen im Original die für mich unübersetzbaren Worte En chief Jehan Renat), blieb drei Wochen daselbst, und wurde von Allen, die sie zu sehen kamen, für die wahrhafte Jungfrau von Orleans erkannt.« (Hier folgt wiederum eine Stelle die ich mir nicht getraue richtig zu übersetzen: A donc l'y donner Sieur Geoffroy dex un Chlx et puis s'en alloit à Er-

lon, et y fut grande presse, jusqu'à ten que le fils du Comte Wnenbourg la menet à Cologne de côte son père le Comte de Wnenbourg et l'aimoit le dit Comte trèsfort. Man sieht wenigstens daraus, daß ein Graf Wnenburg sie nach Cölln geführt und sehr geliebt hat. Darauf bezieht sich nun das Folgende: »Als sie wieder von da abreisen wollte, rüstete er sie aus mit einem schönen Panzer, und bald darauf wurde zu Erlon ihre Vermählung mit dem Ritter des Armoises vollzogen. Dieser begab sich mit seiner Gemahlin, dem Mädchen, nach Metz, woselbst sie in dem Hause wohnten, welches er neben der Kirche der heiligen Seylenne besaß, und so lange daselbst verblieben, als es ihnen gefiel.»

So weit die alte Handschrift, welcher Pater Vignier als ein sehr vorsichtig prüfender Mann, vielleicht wenig Glauben beigemessen haben würde, wenn nicht bald nachher ein anderer wichtiger Umstand hinzugetreten wäre. Er speiste nämlich einst bei einem Herrn des Armoises, und lenkte das Gespräch auf dessen Genealogie. Der Wirth gestand offenherzig, daß ihm sehr wenig davon bekannt sei, und er sich nie darum bekümmert habe. Er besitze aber ein Familien-Archiv, wo er mehr erfahren könne, wenn er Lust habe, dort im Staube herumzuwühlen. Das war es eben, was der Pater wünschte. Gleich nach dem Essen ließ er sich die Schlüssel zu dem Archive geben, brachte den ganzen Nachmittag darin zu, und fand endlich glücklich einen förmlichen Ehekontrakt zwischen Robert des Armoises und

Jeanne d'Arcq, das Mädchen von Orleans genannt. Sein Wirth hatte keine geringe Freude über die unvermuthete Ehre, welche ihm wiederfuhr, und von der nicht einmal eine Tradition ihn etwas hatte ahnen lassen.

Daß Vignier auch von diesem merkwürdigen Kontrakte eine Abschrift nahm, läßt sich leicht glauben; wo aber seine Sammlungen hingerathen, wußte selbst sein Bruder nicht. Nur aus seiner Biographie, die ein gewisser Pater Dachery geschrieben, lassen sich dunkle Vermuthungen deshalb schöpfen.

Was läßt sich nun gegen diese Zeugnisse einwenden? — Daß man zu Rouen noch lange nachher den Kessel gezeigt, in welchem Johanna verbrannt worden, beweist nun wohl eben nicht viel. Doch freilich läßt sich auch nicht behaupten, daß Diana ein Reh untergeschoben, wie bei dem Opfer der Iphigenia. — Aber Pasquier sagt ausdrücklich: »Sie stand nach ihrem Tode noch immer in so großem Ansehen, daß im Jahre 1440 das gemeine Volk sich einbildete, sie lebe noch. Ein verkleidetes Mädchen, welches man unter der Gensdarmerie gefunden, gab Gelegenheit dazu. Das Parlement sah sich genöthiget, dieses Mädchen holen zu lassen und öffentlich auszustellen, um den Betrug zu offenbaren.« Aber das war ja vier Jahre später, als die Chronik von Metz angibt? und wenn man die Betrügerin in Paris so leicht erkannte, warum nicht noch leichter in Metz, so nahe ihrem Vaterlande? warum begrüßten ihre Brüder sie als Schwester?

Doch könnte man wieder einwenden: Papst Calixtus der Dritte habe ja 1455 ihren Prozeß untersuchen und hundertzwölf Zeugen deshalb abhören lassen. — Wahr! doch den Abgeordneten war ja blos aufgetragen zu untersuchen, ob sie eine Ketzerin und Zauberin gewesen? nicht aber ob sie wirklich hingerichtet worden? — Wäre dies geschehen, und hätte man nicht vielmehr Mittel gesucht, sie zu retten, würde man wohl fünf ganze Wochen zwischen der Verurtheilung und der Vollstreckung haben verstreichen lassen? Denn das Todesurtheil ward am 30. Mai gesprochen, und erst am 6. Julius vollzogen: ein damals ganz ungewöhnlicher Aufschub, der sich nur dadurch erklären läßt, daß man Zeit brauchte, eine andere Verbrecherin an ihre Stelle herbei zu schaffen, sie selbst aber der Wuth der Engländer zu entrücken. Daher auch die große Mütze, die man der Delinquentin tief in's Gesicht gedrückt hatte; daher ferner eine Art von Bänkelsänger-Gemälde, welches man vor ihr her trug, um des Pöbels Blicke von ihr abzuziehen, und dessen Aufmerksamkeit zu theilen. — Warum hätte auch sonst der König den Tod seiner Wohlthäterin nicht an den ersten Gefangenen gerächt, die ihm in die Hände fielen? — Nein, es ist wahrscheinlicher, daß sie bis zum Tode des furchtbaren Herzogs von Bedford, 1435, in Gefangenschaft gehalten, dann aber in der Stille entlassen worden sei.

Endlich spricht auch noch für diese Meinung ein Gnadenbrief, der einem der Brüder des Mädchens, 1443, von dem Herzog von Orleans ertheilt worden. Er steht beim

Pasquier, und enthält folgende Ausdrücke: »Auf Ansuchen Herrn Peters, welcher anzeigt, daß er aus Treue für seinen König und den Herzog von Orleans sein Vaterland verlassen, und sich in Gesellschaft seiner Schwester Johanna, des Mädchens, in ihre Dienste begeben, mit welcher seiner Schwester er bis zu ihrer Abwesenheit, und von dieser Zeit bis itzo, sein Leben und sein Vermögen in des Königs Dienst zugesetzt u. s. w.» Im Jahr 1443 lebte also das Mädchen noch; sie war zwar einmal abwesend, aber nicht todt. Wäre sie todt gewesen, der Bruder würde nicht unterlassen haben, es mit anzuführen, um sich bei dem Prinzen ein desto größeres Verdienst daraus zu machen. Doch es ist hier nicht der Ort, die Sache tiefer zu ergründen, und nur das allgemeine Interesse für die Jungfrau von Orleans, welches durch Schiller's Meisterwerk wieder erweckt worden, konnte uns veranlassen, einer flüchtigen Untersuchung hier einen Platz zu gönnen. — Uebrigens wird den meisten Lesern schon bekannt sein, daß der Jeanne d'Arc in Orleans ein neues Monument errichtet wird, und zwar ihre sehr ähnliche Bildsäule in Bronze, auf einer Basis von weißem Marmor mit passenden Inschriften. Vier Basreliefs werden darstellen, 1. wie sie zu Chinon den Degen vom König empfängt, 2. die Schlacht, welche Orleans befreite, 3. die Salbung Karl's zu Rheims, 4. die Verbrennung der Jungfrau auf dem Scheiterhaufen. Dieses letztere Bild beweist, daß die Franzosen noch immer

nicht zweifeln, sie sei wirklich so umgekommen, wie man gewöhnlich erzählt.

Peter der Grausame.

Mit diesem schimpflichen Beiwort ist der Name eines spanischen Königs auf uns gekommen, der vielleicht eben so oft gerecht als grausam war. Folgende Anekdote ist eines Marc-Aurels würdig.

Ein Kanonikus der Kathedralkirche zu Sevilla war in seinem Putz sehr eitel und besonders in seiner Fußbekleidung äußerst eigensinnig, so daß er selten einen Schuster finden konnte, der ihm die Schuhe zu Dank machte. Nachdem er beinahe alle Schuster in Sevilla durchprobirt hatte, gerieth er endlich an einen, der, wenigstens nach des Kanonikus Meinung, noch schlechter arbeitete als alle die übrigen, und es bemeisterte sich seiner darüber eine solche Wuth, daß er dem armen Manne sein Handwerkszeug aus der Hand riß, und ihn so lange damit auf den Kopf schlug und hämmerte, bis der Unglückliche todt zu seinen Füßen lag. Eine Witwe und fünf Waisen blieben zurück, deren älteste ein Sohn von vierzehn Jahren war. Sie klagten bei dem Kapitel. Die Sache wurde streng untersucht, und der Kanonikus verurtheilt, — ein ganzes Jahr lang nicht auf dem Chor zu erscheinen. — Die unter-

drückte Familie schwieg. Der Jüngling wuchs heran, und ernährte kümmerlich Mutter und Geschwister. Einst, am Frohnleichnamsfeste, saß er auf den Stufen, welche zu der Kathedralkirche führen, und sah andächtig die Procession vorüberziehen. Plötzlich erblickt er den Mörder seines Vaters unter den übrigen Geistlichen; der Anblick empört ihn, Schmerz und Wuth reißen ihn hin, er springt auf den Unhold zu, und stößt ihm sein Messer in die Brust. Man ergreift den Jüngling, der die blutige That nicht zu verbergen oder zu läugnen trachtete. Der Prozeß währte nicht lange; er wurde verdammt, lebendig geviertheilt zu werden — Peter der Grausame befand sich gerade zu Sevilla; er erfuhr das Vorgegangene, ließ sich darüber berichten, kassirte das Urtheil, und entschied: der junge Mensch soll während eines ganzen Jahres — keine Schuhe machen.



Ein seltsamer Prozeß.



Am 1. März 1803 wurde vor der königlichen Bank zu London ein seltsamer Streit entschieden. Die Parteien waren Herr Leeds, ein wohlhabender Gentleman, und Elisabeth Cooke, Tochter eines reichen Güterbesitzers in der Grafschaft Essex, Namens Cardinal. Aus der Untersuchung ging hervor, daß am 9. Mai vorigen Jahres Miß

Elisabeth Cardinal, als sie eben im Begriff stand, sich mit Herrn Leeds zu verheirathen, unvermutheter Weise mit einem Andern, der ihr besser gefiel, nämlich mit Herrn Cooke, die Flucht ergriff, und sich an einem kleinen Orte auf der schottischen Grenze mit ihm trauen ließ. Leeds begehrte daher von Madame Cooke und ihrem Manne entschädigende Genugthuung für die ihm zugefügte Beleidigung.

Der Advokat des Klägers, der berühmte Erskine, trug die Sache sehr pathetisch und romantisch vor. Herr Leeds, sagte er, hatte das Glück seines Lebens auf diese Verbindung gebauet, und hat nur Kummer und Sorgen geerntet. Er liebte Miß Cardinal und wurde geliebt; Beider Väter hatten diese Liebe durch ihren Segen geheiligt; der Contract war unterschrieben, der Trauring gekauft, nichts mangelte als die Ceremonie. Aber Herr Cardinal, ein geiziger Vater, hatte diese noch verschoben, um noch einmal die Interessen des Kapitals zu genießen, welches er seiner Tochter wider Willen herausgeben mußte. In dieser Zwischenzeit kommt Herr Cooke, ein braver, einnehmender und imponirender Seemann; trotz der bekannten Verbindung der Miß, trägt er ihr sein Herz an, gefällt, entführt und heirathet sie. Kurze Zeit nach der Zurückkunft der Neuvermählten schreibt Madame Cooke einen Brief an ihren ehemaligen Bräutigam, in welchem sie ihre Betrübniß darüber ausdrückt, sich noch nicht in seinen Augen gerechtfertigt zu haben, und also fortfährt: »Ich weiß, daß

Sie eine solche Behandlung nicht verdienten, daß mein Benehmen gegen Sie nicht zu entschuldigen ist; aber ein geheimes Ich weiß nicht was sagte mir, daß ich Sie nicht lieben könne. Ich hoffe, Sie werden meinen Leichtsinn verzeihen, und mit meiner Schwachheit Mitleid haben.» —

Es wäre allerdings sehr bequem, fügte Erskine hinzu, wenn ich weiß nicht was eine hinreichende Entschuldigung wäre, so oft man Lust hat, seine Liebhaber zu wechseln, und wenn ich weiß nicht was ein Mädchen berechtigte, denjenigen unglücklich zu machen, dem sie zwei Jahre lang ein günstiges Gehör gegeben. Doch versicherte er, daß sein Client weder vor Kummer sterben werde, noch Willens sei sich aufzuhängen. Aber Entschädigung verlange er mit Recht für seine vielen Ausgaben und Unkosten.

Hierauf nahm Herr Garrow, der Sachwalter des Herrn und der Madame Cooke, das Wort, und debutirte mit einem etwas freien Scherze. Sein Client, meinte er, sei noch viel weiter davon entfernt sich aufzuhängen, als Herr Leeds, der eben so wenig ein Recht zu einer Entschädigung habe, als Herr Cooke im Stande sei eine zu geben. Denn dieser sogenannte junge Held und Seemann, der, mit Ruhm bedeckt, das Herz der Miß zu rauben kam, sei kein anderer als ein junger, von seinem Vormund ruinirter Mensch, ein Comptoirbedienter bei einem Kaufmann, der nach Indien handle. Madame Cooke, von welcher Leeds einen so schönen empfindsamen Brief producirt habe,

könne keinen einzigen Perioden ordentlich bilden, und kein Wort orthographisch schreiben. Sie habe also offenbar den Brief nicht aus eigener Bewegung, sondern Jemanden zu Gefallen geschrieben, der die Familien habe vereinigen wollen. Was den untröstlichen Herrn Leeds betrifft, so wurde erwiesen, daß er an eben dem Tage, als der Contract unterzeichnet wurde, Braut und Schwiegervater verließ, um zwei Stunden bei einem Freudenmädchen zuzubringen, ja, daß er sogar die Unverschämtheit hatte, das seinem Schwiegervater zu erzählen, von dem es auch die Braut wieder erfuhr. Bald darauf gingen Alle auf's Land, und hier wollte der treue Bräutigam eine Magd des Herrn Cardinal durch ein Geschenk von Thee verführen. — Seiner Braut gab er zu verstehen: sie dürfe keinen andern Willen haben als den seinigen; und als sie eines Tages spaziren gehen wollte, bestand er darauf, sie solle spaziren reiten, oder er werde ihr die Knochen entzwei schlagen. — Oefter schon hatten sie sich über die Frage gezankt: wie dick der Stock sein dürfe, mit welchem, nach englischen Gesetzen, dem Manne erlaubt ist, die Frau zu bessern. Nach einem solchen Zanke prügelte er sie einst mit einer Pferdepeitsche, und sagte dabei: daraus solle sie lernen, was sie von ihm zu erwarten habe. Als seine Frau wolle er sie wie kleine Kinder züchtigen. — Ein ander Mal versicherte er: er wolle sie lebendig schinden, und auch bei Gelegenheit todt schlagen.

Man muß gestehen, daß alle diese Artigkeiten nicht

dazu gemacht sind, ein junges Herz unwiderruflich zu fesseln. Miß Cardinal ergriff, wie gesagt, ihre Partie als ein kluges Mädchen; und sogleich erklärte Leeds, daß er sich sehr glücklich schätze, die schlechte Ware los geworden zu sein. Als sein Schwiegervater in ihn drang, den Flüchtlingen nachzusetzen, antwortete er: Ihnen zu gefallen will ich es wohl thun; aber für mich thäte ich keinen Schritt darum. — Drei Tage nach diesem Vorfalle schickte er einen Bedienten seines Schwiegervaters mit einem Briefe an eine Miß Turpin, die ihn nicht lesen konnte, und daher den Bedienten bat, ihr denselben zu entziffern. Er enthielt das Anerbieten einer Rente von zweitausend Pfund Sterling, wenn sie ihn erhören wolle. Sie fand die Zahlen leserlicher, als die Buchstaben, und schon acht Tage nachher logirte sich Leeds ohne Umstände bei ihr ein. — Miß Turpin selbst, die außerordentlich schön ist, wurde vorgefordert, und Lord Ellenborough verhörte sie über diesen Umstand, den sie keineswegs läugnete, auch gar nicht verlegen dabei schien. — Der Lord Oberrichter zog endlich aus Allem das Resultat: »die abscheuliche Ungeschliffenheit der ganzen Familie mache glaublich, was in jedem andern Fall in dem Benehmen des Klägers unglaublich gewesen sein würde. Das Betragen der Miß Cardinal wäre also klug, aber nicht gesetzlich zu nennen, und könne vom Gesetz durchaus nicht autorisirt werden. Sie habe daher den Prozeß verloren, und die Jury solle die Summe des Schadenersatzes bestimmen.» — Die Geschwornen ent-

fernten sich, deliberirten, kamen zurück und erklärten: daß Beklagte schuldig und gehalten sei, dem Kläger zum Ersatz — Einen Schilling auszuzahlen.

Zwei große Verlegenheiten einer Königin.

Margarethe von Valois sollte wider ihren Willen vor der Pforte der Kathedralkirche mit dem Könige von Navarra getrauet werden. Als der Kardinal von Bourbon, der die Trauung verrichtete, sie fragte: ob sie den König für ihren Gemahl erkenne? antwortete sie — gar nichts. Er wiederholte seine Frage, aber eben so vergebens. Hierauf blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als sie ein wenig unsanft beim Kopfe zu ergreifen, und sie mit Gewalt nicken zu lassen. Ein anderer Schriftsteller, Avila, behauptet, der König selbst habe ihr diese Kopfbewegung abgenöthigt. Man kann denken, welch' ein Gemurmel unter den Zuschauern entstand. Auch unterließ man nicht bei der nachmaligen Klage auf Ehescheidung, dies seltsame Schweigen geltend zu machen.

Ihre zweite große Verlegenheit in der abscheulichen Bartholomäusnacht erzählt sie selbst sehr naiv. »Ich schlief fest, als plötzlich ein Mensch mit Händen und Füßen an meine Thür klopfte, und schrie: Navarra! Navarra! Meine Amme glaubte, es sei der König, mein Gemahl, und

öffnete schnell. Da stürzte ein Edelmann herein, Herr von Tejan; er hatte einen Stich im Elbogen und einen Hieb im Arm, und wurde von vier Häschern verfolgt, die fast zugleich mit ihm in mein Schlafzimmer drangen. Um sich zu retten, warf er sich ohne Bedenken auf mein Bett. Ich, erschrocken, warf mich hinter das Bett — er mir nach, und faßte mich um den Leib. Ich kannte den Menschen gar nicht; ich wußte nicht, ob er gekommen sei, mich zu mißhandeln, und ob die Häscher es auf ihn oder auf mich gemünzt hatten. Wir schrien Beide aus vollem Halse. Endlich, Gott sei Dank, trat der Gardekapitän de Nançay herein, der, als er mich in dieser Lage erblickte, sich des Lachens nicht enthalten konnte. Er schalt aber auf die Unbescheidenheit der Häscher, jagte sie hinaus, und schenkte mir das Leben des armen Teufels, der mich noch immer fest umklammert hielt. Ich ließ ihn nachher in meinem Kabinet verbinden und pflegen, bis er gänzlich geheilt war.»

Falsche Scham ist großen Seelen fremd.

Zu der Zeit, als ganz Frankreich die Knie vor der Frau von Maintenon beugte, erschien eines Tages ein Mann in ihrem Vorzimmer, der hastig durch die Menge drang, und mit ehrerbietiger Kühnheit vor sie trat. »Es sind nun schon vierzig Jahre, Madame,« sagte er, »seit ich Sie nicht

gesehen; doch hege ich das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mich nicht ganz vergessen haben. Erinnern Sie sich wohl noch, daß, nach ihrer Zurückkunft von den Inseln, Sie jeden Donnerstag an der Pforte der Jesuiten von Rochelle erschienen, wo die jüngeren Patres den Armen Suppe austheilten? es war gewöhnlich mein Amt, und von Ihrer edlen Gestalt betroffen, zeichnete ich Sie vor den übrigen Bettlern aus. Ich bemerkte die Verlegenheit, mit welcher Sie Almosen empfingen, und ahnte, daß Sie nicht dazu geboren wären.»

»Wie!» rief Frau v. Maintenon, »sind Sie es, der, um mir jede Scham zu ersparen, mir die Suppe nach Hause bringen ließ, und dabei bedauerte, daß er nicht mehr für mich thun könne? — Ihr zartes Mitleid gab damals Ihrer Wohlthat einen doppelten Werth. Reden Sie: worin kann ich Ihnen nützlich sein?» — Bei diesen Worten faßte sie die Hand des Greises, und führte ihn in ihr Kabinet, um jetzt auch ihm die Scham zu ersparen, in Gegenwart der gaffenden Menge seine Noth vorzutragen. Er war Dorfschulmeister, und sein ganzer Ehrgeiz schränkte sich auf den Wunsch ein, eine Pfarre zu erhalten.

»Ich weiß nicht,» sagte die Frau von Maintenon, nachdem sie ihn gütig angehört hatte, »ob Sie die zu einem Pfarrdienst nothwendigen Eigenschaften besitzen; ich weiß aber, daß Sie wohlthätig sind. Nehmen Sie also vor der Hand von mir diesen Beutel mit hundert Louisd'or, den ich jährlich wieder füllen werde. Gern thäte ich mehr; aber

ich habe viel arme Verwandte, und Sie sind nicht der Einzige, der sich meiner hilflosen Jugend angenommen hat — »Sehen Sie,« sagte sie zum König, der eben herein trat, »dieser Greis war mein Wohlthäter. Sie werden sich nun nicht mehr wundern, Sire, wenn ich zuweilen für arme Waisen ein wenig unverschämt bitte.«

Hofdienst.

Man würde selten die Lieblinge der Fürsten beneiden, wenn man immer wüßte, wie theuer sie ihr Glück zuweilen erkaufen. Die Prinzessin Ursini, diese berühmte Frau, die eine so glänzende Rolle in Spanien spielte, beschreibt sehr unterhaltend in einem Briefe an die Marschallin von Noailles alle die Lasten, die mit ihrer Stelle verbunden waren. Man erinnere sich, daß eine Frau von hoher Geburt und noch höherem Geiste diesen Brief geschrieben hat, und erstaune dann über die Demüthigungen, welchen eine ungezähmte Herrschsucht sich unterwirft, wenn sie dieselben als Mittel betrachtet, ihr Ziel zu erringen.

»Guter Gott! was haben Sie aus mir gemacht! — Ich habe nicht die mindeste Ruhe, und finde kaum einen Augenblick, mit meinem Sekretär zu reden. Ich darf gar nicht daran denken, die Sieste zu halten oder zu essen, wenn mich hungert. Ich muß froh sein, wenn ich nur im Fluge

ein Paar Bissen hinunterschlucken darf; und auch dies ist selten genug: denn oft werd' ich gerufen, wenn ich mich eben zu Tische setzen will. Wahrlich, Frau von Maintenon würde lachen, wenn sie alle die kleinen Details meines Dienstes kennte. Ich bin es, welche die Ehre hat, des Königs Schlafrock zu nehmen, wenn er in's Bett steigt, und ihm denselben sammt den Pantoffeln wieder zu geben, wenn er aufsteht. Das möchte noch hingehen. Aber, daß an jedem Abend, wenn der König zu der Königin geht, der Graf von Benavente mir Seiner Majestät Degen, ein Nachtgeschirr und eine Nachtlampe auflabet, welche letztere ich gewöhnlich auf meine Kleider gieße: das ist denn doch zu arg. Wenn ich des Morgens nicht des Königs Vorhänge aufzöge, so glaube ich, er würde nie aufstehen; auch darf bei Leibe Niemand außer mir das Schlafzimmer betreten, so lange der König mit der Königin im Bette liegt. Neulich war die Nachtlampe ausgegangen, weil ich die Hälfte des Oels verschüttet hatte; ich konnte das Fenster nicht finden, und hätte mir fast die Nase an der Mauer gequetscht. Der König stand auch auf; wir tappten eine halbe Viertelstunde umher, und gaben uns zuweilen im Finstern Rippenstöße. Seine Majestät mögen mich so wohl leiden, daß sie mich zuweilen schon zwei Stunden vor Tage an Ihr Bett kommen lassen, um zu plaudern. Die Königin nimmt zwar Theil an diesem Zeitvertreib; aber dennoch ist es mir noch nicht gelungen, ihr so viel Vertrauen einzuflössen, als sie ihren piemontesischen Kammerfrauen schenkt. Das wundert

mich; denn ich bediene sie besser als jene, und ich bin gewiß, daß ich ihr am besten und schnellsten die Füße wasche und die Strümpfe anziehe," u. s. w.

Man muß gestehen, daß der Preis, um welchen die Prinzessin Ursini die königliche Gunst erkaufte, für Manchen zu hoch sein möchte.

Talbot.

Durch die Jungfrau von Orleans sind wir gewöhnt worden, mit dem Namen Talbot ein Bild von rauher Größe zu verbinden; es gab aber einst in England einen Mann, der durch Sanftmuth, Rechtschaffenheit, Weisheit und Wohlthätigkeit diesem Namen den höchsten Glanz lieh — den Kanzler Talbot. Er war der unbestechlichste Richter und der liebenswürdigste, menschenfreundlichste Privatmann. Seinem Posten verdankte er unter andern das Vorrecht, zu mehreren geistlichen Beneficen zu ernennen; und immer war er sehr vorsichtig in seiner Wahl.

Eines Tages, als gerade eine ansehnliche solche Stelle erledigt worden, empfahl ihm Sir Robert Walpole mit vieler Wärme einen gewissen jungen Geistlichen, der die besten Zeugnisse von seinen Kenntnissen aufzuweisen hatte. Talbot versprach, Rücksicht auf denselben zu nehmen, nicht sowohl um der Empfehlung willen, als weil er es wirk-

lich zu verdienen schien. Die Sache war bald völlig abgemacht, und es mangelte nur noch die Expedition des Dekrets, die einigen Formalitäten unterworfen war, und folglich Zeit kostete.

Unterdessen kam der Vikar des Kirchspiels, zu welchem der Geistliche ernannt war, nach London, ein wackerer alter Mann, der seit einer Reihe von Jahren für eine mäßige Belohnung den eigentlichen Dienst verwaltet hatte, wie es in England leider üblich ist. Er brachte eine Menge Zeugnisse und Empfehlungen von seinen Eingepfarrten mit, die ihn alle kindlich liebten, und herzlich wünschten, ihn zu behalten. Mit diesen Zeugnissen stellte er sich dem neuen Beneficiarius bescheiden vor, und bat, ihm nicht zu entziehen, was er der Gunst seines Vorgängers verdanke. Aber der Greis wurde mehrere Male abgewiesen und endlich mit leeren Worten vertröstet.

Gebeugt und geängstet — denn er hatte eine zahlreiche Familie, die seiner Rückkunft zwischen Furcht und Hoffnung harrete — wagte er es, den Kanzler selbst anzutreten. Seine Bescheidenheit, sein graues Haar, seine kummervolle Lage und die rührenden Zeugnisse der Eingepfarrten nahmen Talbot sogleich zu seinem Vortheil ein. Er fragte, wie hoch sich seine Einkünfte beliefen; und als er die Antwort erhielt: vierzig Pfund Sterling (etwa 240 Thaler), äußerte er, das sei sehr wenig, und entließ den Greis mit der Hoffnung, seine Umstände zu verbessern. Auch empfahl er wirklich, sobald der neue Geistliche sich um das

Dekret meldete, ihm den alten Vikar dringend, und ersuchte ihn, den Gehalt desselben bis auf sechzig Pfund Sterling zu vermehren, weil alsdann immer noch für ihn, den Beneficiarius, mehr als dreihundert Pfund übrig bleiben würden, für die er nichts zu thun habe.

Der Geistliche versetzte: »Ich bin in Verzweiflung, Mylord, Ihnen hierin nicht dienen zu können; denn ich habe bereits einem meiner Freunde diese Stelle zugesagt.«

Wie? rief Talbot; Sie haben über die Stelle disponirt, ehe Sie noch selbst im Besitz derselben waren?

»Ich gestehe, Mylord,« erwiederte der Geistliche, »daß ich, im Vertrauen auf Ihr Wort, mich unwiderruflich verbindlich gemacht habe.«

O, sagte Talbot, ich will Ihnen ein ganz leichtes Mittel an die Hand geben, sich dieser Verbindlichkeit zu entledigen; denn ich gebe das ganze Benefiz in diesem Augenblick einem Andern. Mit diesen Worten drehte er ihm den Rücken, und ließ den harten Mann bestürzt stehen.

Nicht lange, so meldete sich der alte Vikar wiederum bei Talbot, um zagend zu vernehmen, ob Mylords Vorwort wirksam gewesen sei. »Ich habe mein Möglichstes gethan,« sagte der Kanzler, »aber leider umsonst. Die Stelle ist bereits vergeben.« — Der Greis schlug die Augen nieder, hob sie naß wieder gen Himmel, und wollte gehen. Da ergriff Talbot ihn gerührt bei der Hand. »Sein

Sie ruhig," sagte er, »das Vikariat kann ich Ihnen nicht geben, aber das Benefiz sollen Sie haben. Schreiben Sie noch heute an Ihre Familie, und morgen soll Alles ausgefertigt sein."

Da stand der alte Mann, und stammelte zitternd: mein Gott! mein Gott! segne meinen Wohlthäter! und eine beredte Thräne fiel auf Talbot's Hand



Billet an einen Reisenden in Toulon.



Sie verlangen die Geschichte des Galeerensklaven, von dem gestern die Rede war? Hier ist sie. — Er wurde bei dem Prior von — erzogen, und stahl diesem im sechzehnten Jahre zwanzig Louisd'or. Es wurde ihm der Prozeß gemacht, und er auf einundzwanzig Jahre zu den Galeeren verdammt. Zehn Jahre hatte er schon gebüßt, als ich nach Toulon kam. Durch sanfte Ergebung in sein Schicksal und eine exemplarische Aufführung hatte er den Fehltritt seiner Jugend schon so sehr verwischt, daß sämmtliche Offiziere und Beamten sich herzlich für ihn interessirten. Er war fromm, aber nicht bigott, demüthig, aber nicht kriechend; seine sanfte Physiognomie nahm sogleich für ihn ein. Von seinem Oheim sprach er mit Ehrfurcht, und von seinem Vergehen, als zu gering bestraft, da man ihm so viel Nachsicht bezeige. Er hatte seine müßigen Stunden lernbegierig

angewandt, war ein geschickter Rechner geworden, schrieb und sprach richtig. Man räumte ihm eine kleine Kammer für sich ein, er durfte im Arsenal herumspaziren, ja sogar in die Stadt gehen, und er bediente sich dieser Erlaubniß nie anders, als um die Kirche, oder einen Kaufmann zu besuchen, der ihn unterstützte. Endlich übertrug ich ihm gar ein kleines Amt bei den Galeeren, welches er klug und treu verwaltete. So oft er mir begegnete, redete ich ihn an. Eines Tages glaubte ich ihn angenehm mit der Nachricht zu überraschen, daß ich um seine Begnadigung geschrieben habe. Aber wie sehr erstaunte ich, als er mich heftig bat, dieselbe ja zu hintertreiben! Nie, sagte er, will ich wieder in der Welt erscheinen, noch meinen Platz hier im Arsenal verlassen. Hier bin ich jetzt bekannt, man hat mir verziehen, man behandelt mich gütig; Sie haben mir sogar ein Amt anvertraut. Von dem allen fände ich nichts in meiner Familie, die, wenn ich von den Galeeren zurückkäme, durch meine Erscheinung mit Schande bedeckt würde. In einer andern Stadt müßte ich meinen Namen und meine Geschichte verbergen, täglich lügen und mich selbst verachten.

Seine Weigerung war ernstlich. Er blieb wirklich: doch wurde sein Schicksal möglichst erleichtert, und ich verließ ihn in dieser Lage, in der er sich vielleicht noch jetzt befindet. Zu Toulon nannte man ihn Abbé, welches aber nicht sein wahrer Familienname war.

Die Pariser Bluthochzeit.

Man ist gewohnt, nur Gräuel davon zu erzählen; man meint, alle Katholiken in Frankreich hätten nach dem Blute der Hugenotten gedürstet. Dem ist nicht so: es gab auch damals, wie immer, edle Männer, die sich vom Strome nicht mit fortreißen ließen, wenn gleich dieser Strom aus einem Throne hervorquoll. Mehrere Gouverneure in den Provinzen hatten den Muth, dem erhaltenen Befehl nicht zu gehorchen; sie stellten sich, als glaubten sie nicht, daß der Befehl wirklich vom Könige herrühre, sondern erklärten ihn für untergeschoben von Feinden des Staats und der öffentlichen Ruhe. Der edle Vicomte d'Orthe, Gouverneur von Bayonne, schrieb an den König: »Sire! Ich habe Ihre Verordnung der Garnison und Bürgerschaft mitgetheilt; ich habe lauter wackere Soldaten und gute Bürger gefunden, aber nicht einen einzigen Henker. Wir bitten daher insgesammt, unsere Treue auf Proben zu stellen, die eines Mannes von Ehre würdig sind. Gern werden wir dann unsern letzten Tropfen Bluts für Ew. Majestät vergießen.»

Auch viele Bischöfe zeichneten sich durch Menschlichkeit aus. »Nein!» sagte der Bischof von Lisieux zu dem, der ihm die Ordre zum Blutbade brachte; »nein, ich werde es nimmermehr zugeben! Ich bin der Hirt dieser Herde; und haben gleich meine Schafe sich verirrt, so können sie doch

zurückkehren. Wenn aber auch nicht, so verbietet mir dennoch die Lehre Jesu, ihr Blut zu vergießen; sie gebietet mir vielmehr, das meinige für sie zu opfern.» — Der Beamte forderte diese Weigerung schriftlich von ihm, und der edle Mann — er hieß Jean Hennuyer — gab sie schriftlich. Der König — einem solchen Manne nicht gewachsen — ward dadurch erbaut, und widerrief seine Befehle für die Diöcese Lisieux. Da strömten die gerührten Hugenotten herbei, und kehrten aus Dankbarkeit in den Schooß der Kirche zurück.

Jean Bart.

Wer hat nicht den tapfern, aber rauhen Seehelden nennen hören? Von einem alten Bekannten läßt man sich gern erzählen. — Als er seinen zehnjährigen Sohn zum ersten Male zu Schiffe genommen, begegnete er einem Korsaren, der ihm sogleich eine volle Lage gab. Jean Bart beobachtete seinen Sohn, und da er Zeichen von Furcht an ihm zu erblicken glaubte, ließ er ihn an den großen Mast binden, wo die Kugeln um ihn her flogen, und er während des ganzen Gefechts aushalten mußte. Zärtliche Mütter werden freilich dieses verzweifelte Mittel, Muth einzuflößen, nicht billigen.

Einst lockte ein Engländer ihn, unter irgend einem Vorwand, auf sein Schiff, und machte Miene, ihn gefan-

gen zu nehmen. Jean Bart hatte gerade noch so viel Zeit, mit der brennenden Tabakspfeife zu einem offenen Pulverfasse zu springen; dort drohte er, die Pfeife augenblicklich hinein fallen zu lassen. Der Engländer stutzte und ließ ihn frei wieder abziehen.

Auch eine Reise nach Hofe hat Jean Bart unternommen, wo er freilich eine seltsame Figur machte. Die Zeit wurde ihm im Vorzimmer lang; er zog also seine liebe Pfeife hervor, und fing an zu rauchen. Die Wache erinnerte ihn, daß sich das nicht schicke. »Ich habe mir das nun einmal im Dienst meines Königs angewöhnt,« antwortete er; »es ist ein Bedürfniß für mich, und er wird mir das nicht verwehren.« — Man meldete Ludwig XIV.: es stehe ein Mann im Vorzimmer, der Tabak rauche. Der König lachte. »Ich wette,« rief er, »es ist Jean Bart.« — Er empfing den wackern Seemann sehr gütig. »Nur Euch,« sagte er, »ist es erlaubt, Tabak bei mir zu rauchen.« Und als Bart mit einer gewissen Ungeschliffenheit zu dem Könige redete, wandte sich dieser zu den hohnlächelnden Höflingen, und sprach: »Seine Worte sind nicht edel; aber er hat edel für mich gehandelt. — Ist Einer unter euch,« fuhr er nach einer Pause mit treffendem Blick fort, »ist Einer unter euch, der sich fähig fühlt, zu thun, was er gethan hat?« — Alle schwiegen und schlugen die Augen nieder. Hinter des Helden Rücken nannten sie ihn den Bären. — Bei einer andern Gelegenheit redete der König seinen Seehelden mit den Worten an: »Jean Bart,

ich habe Euch zum Chef d'Escadre ernannt.» Daran haben Ew. Majestät sehr wohl gethan, versetzte Jean Bart. Die Höflinge brachen abermals in ein lautes Gelächter aus. »Gemach, meine Herren,» sagte Ludwig XIV. »Dies ist die Antwort eines Mannes, der seinen Werth fühlt, und entschlossen ist, mir nächstens neue Beweise davon zu geben.» Einst, nach einem glänzenden Siege, sandte Jean Bart seinen Sohn mit der Nachricht davon nach Paris. Der König wollte den Jüngling selbst sehen, und ließ ihn, gestiefelt wie er von der Reise kam, hereintreten. Der junge Mensch glitt aus auf dem glatten Parquet. Ludwig schrie und machte eine Bewegung, ihn zu halten. »Man sieht wohl,» sagte er lächelnd, »daß die Barts bessere Seemänner als Kammerherren sind.» — Auch die Prinzessin von Conti begehrte den Sohn eines Helden zu sehen. Sie zog eine Blume aus ihrem Strauße, und ersuchte den Sohn, seinen Vater zu bitten, daß er diese Blume in seinen Lorbeerkranz flechte. —

Im J. 1697 führte Jean Bart mit sechs Kriegsschiffen und einer Fregatte den Prinzen von Conti nach Polen. Er entschlüpfte glücklich neunzehn feindlichen Schiffen, die auf ihn lauerten. Als die Gefahr vorüber war, sagte der Prinz: »Wir waren verloren, wenn man uns angriff.» Mit nichten, versetzte Jean Bart sehr kaltblütig. — »Was hättet Ihr denn machen wollen?» — Ich hätte unser Schiff in Brand gesteckt, und wäre sammt Ihnen in die Luft geflogen. Mein Sohn auf

der Constabelskammer hatte schon die Ordre von mir, und erwartete nur das erste Signal. — Der Prinz schauderte, und verbat sich solche Heldenthaten, so lange er auf dem Schiffe sei.

Seltene Zartheit ehelicher Liebe.

Herr von Choiseul besaß nur ein kleines Vermögen, seine Gemahlin hingegen war sehr reich; doch wenn sie ohne Kinder starb, so fiel, dem Ehekontrakte zu Folge, nicht allein ihr ganzes Vermögen wieder an die Familie zurück, sondern auch aller Schmuck und alle Diamanten, die sie an ihrem Todestage besitzen würde. Eine seltene Klausel, über welche mit desto größerem Rechte gespöttelt wurde, als die Verwandten, trotz ihrem Reichthum, ihr nur für zweitausend Thaler Brillanten mitgegeben hatten. Der Marquis von Choiseul ließ sich aber dadurch nicht abhalten, seiner jungen liebenswürdigen Gattin einige Tage nach der Hochzeit ein Paar sehr schöne brillantene Armbänder zu schenken. Er liebte sie feurig und fühlte sich sehr glücklich in ihrer Gegenliebe. — Ach! aber bald wurde die junge Frau von Brustschmerzen befallen, die zwar in den ersten sechs Monaten unbedeutend blieben, dann aber so schnell überhand nahmen, daß ihr Zustand Alles fürchten ließ. Umsonst versuchte man jedes Mittel; die größten Aerzte

wurden um Rath gefragt, und erklärten einstimmig dem bebenden Gatten, daß alle Hoffnung verschwunden sei und die geliebte Kranke kaum noch vierzehn Tage zu leben habe. — Sie selbst hatte, wie es bei diesen Krankheiten meist der Fall zu sein pflegt, noch gar keine ernstliche Unruhe genährt: umgeben von allen Täuschungen der Hoffnung und Liebe, wandelte sie heiter, in glücklicher Unwissenheit, dem nahen Grabe zu. Jetzt erst wurde sie gewahr, daß der Mann, den sie anbetete, eine tiefe Traurigkeit vergebens zu verbergen suchte. Diese Bemerkung war ein Blitzstrahl für sie; in seinen erloschenen und roth geweinten Augen sah sie den nahen Tod, und bebte. — Choiseul studirte mit zu vieler Sorgfalt jede ihrer Bewegungen, als daß ihm hätte entgehen können, sie ahne ihren Zustand. Sein Herz blutete noch heftiger, wenn er bedachte, daß diese Ahnung ihre letzten Tage vergiften und ihr Ende vielleicht beschleunigen werde. Er that sich daher übernatürliche Gewalt an (wenn man das so nennen darf, was man der Geliebten heilsam glaubt): er ging zu ihr mit erkünstelter Heiterkeit, und vertraute ihr, er habe einen Verdruß gehabt, der ihn einige Tage mißmuthig gemacht, aber nun vorüber sei. Das beruhigte die Kranke, wenigstens zum Theil.

Am folgenden Tage kaufte er ein prächtiges Halsband von Diamanten für achtundvierzigtausend Franken, und verpfändete, um es bezahlen zu können, das einzige kleine Gut, das er besaß. Mit diesem Geschenk trat er lächelnd zu der Kranken. »Sieh, meine Liebe,« sagte er, »ich habe da

etwas für dich gekauft. Es kostet nicht mehr als zweitausend Louisd'or, und ist weit mehr werth, wie du siehst; darum eilte ich, den Handel abzuschließen, ob wir gleich erst im September sind, und du dich nicht eher als im Winter damit wirst putzen können. Denn von deiner Kränklichkeit bleibt ja doch jetzt nur noch eine sehr natürliche Schwäche zurück; aber in zwei Monaten kannst du gewiß wieder ausgehen, und dann trägst du dies Halsband auf den Hofbällen.» —

Mit heiterem Auge hing, während er so sprach, die Gattin an seinen Blicken; Hoffnung und Freude kehrte in ihr Herz zurück, und malten sich in ihren Zügen. Der edle Gatte stand vor ihr, und beobachtete mit Wehmuth ihre Freude, die er nicht mit ihr theilen konnte. — Von diesem Tage an war die Kranke völlig beruhigt. Ihre Diamanten zeigte sie allen, die zu ihr kamen, und, außer dem sichtbaren Vergnügen, sich auf ihres Gemahls freigebige Liebe etwas zu gute zu thun, schien es auch, als ob sie mit diesem Schmucke zugleich den unwidersprechlichen Beweis ihrer nahen Genesung vorzeigen wolle. — Sie lebte noch über drei Wochen, und blieb heiter bis zum letzten Augenblicke. Sanft entschlief sie in den Armen ihres still weinenden Gatten. — Nach ihrem Tode wollte die Familie das Halsband zurückgeben; Choiseul nahm es aber nicht. »Nichts war mir zu theuer,» sagte er, »um meiner Geliebten eine ruhige Sterbestunde zu erkaufen; diesen Zweck habe ich erreicht, und darf also keinen Anspruch mehr auf diese Dia-

manten machen, ohne mir selbst einen Theil jenes tröstenden Bewußtseins zu rauben.»

Marie Moulin zu Frankfurt am Main.

Nicht lange nachher, als die Preußen Mainz entsetzt hatten, ließ sich auf der Zeil ein Mädchen in reinlicher, aber veralteter Kleidung sehen. In sich gekehrt und gramvoll, stand die blaße, hagere Gestalt, und sah Vor- wie Nachmittags mit unverwandtem Blicke die Straße hinauf, harrte unermüdet — eilte, wenn der Abend einbrach, zur dürftigen Wohnung, und kehrte mit Sonnenaufgang zu ihrem Standorte zurück. Die Fragen der Neugierigen blieben mehrere Jahre hindurch unbeantwortet. Das Trauerbild schloß sein Inneres gegen Niemand auf — nährte sich, wenn Hunger es überwältigte, mit trockenen Brosamen aus der Tasche, und sah immerwährend der Ankunft — Niemand wußte, wessen? — entgegen. Ein fremder Offizier hatte der Trauernden vor vier Jahren die Ehe versprochen, ihr ewige Liebe geschworen und sie nach Frankfurt beschieden. Dort sollte sie auf ihn warten. — Sie traute dem Schwur des Falschen, stand und harrte — hoffte von einem Tage zum andern, und verwendete von der Gegend, wo der Geliebte herkommen sollte, nur dann auf kurze Zeit das Auge, wenn der Zufall einen Offizier an ihr vorbeiführte,

dem sie dann so lange mit starrem Blicke nachsah, bis er ihr aus den Augen verschwunden war. Zwei jungen Mädchen verdanken wir den Aufschluß über die Geschichte dieses irren Kopfes, dieses gebrochenen Herzens. Bist du Braut? antwortete sie auf die Anrede des einen Mädchens; — denn nur eine Braut kann mich verstehen. Auf die Versicherung jener, sie sei Braut, schloß die Verlassene ihr Inneres auf — erzählte von ihrem nahen Glücke, und daß ihr Geliebter sicher nicht ausbleiben, daß er gewiß zurückkehren werde, sie abzuholen; daß sie, um ihm sogleich kenntlich zu sein, nie das Kleid ablege, worin er sie zum ersten Mal gesehen; daß sie deshalb nicht von der Stelle weiche, die er ihr bezeichnet habe, ihn zu erwarten; daß ... Doch genug! — Die Unglückliche kommt nicht mehr zum Vorschein. Sie wusch und trocknete jede Nacht das Kleid, in dem sie einst des Falschen Herz gewonnen zu haben glaubte; sie wusch und trocknete es so lange, bis es in Lumpen zerfiel, und ihre Blöße nicht mehr deckte. Der Offizier blieb aus. Das Andenken der Unglücklichen ist erloschen.

Alexandre Claude le Jau.

Nein, dieser Name darf nicht untergehen, obgleich der, welcher ihn einst trug, kaum das Knabenalter überschritten hat.

Kurze Zeit nachher, als die Universität zu Paris, zur Aufmunterung und Nacheiferung, Preise gestiftet hatte, die jährlich in einer öffentlichen Versammlung ertheilt wurden, studirte Alexander le Jau in dieser vortrefflichen Anstalt. Die ausgesetzten Preise spornten seine Ehrbegierde mächtig an, und er beschloß, die höchste Anstrengung nicht zu scheuen, um auch einmal einen Preis zu erringen. Im Jahre 1748 war er zum ersten Mal unter den Mitbewerbern; aber — sein Name wurde nicht genannt. Traurig, doch nicht muthlos, schlich er nach Hause, und verdoppelte seine Bemühungen. Im Jahre 1749 erhielt er ein Accessit. Stolz, aber nicht befriedigt, ging er nach Hause, und verdreifachte sein Bestreben. Die Zeit der Preisvertheilung rückte abermals heran. Er lieferte seine Arbeiten mit klopfendem Herzen ab; doch ehe der Tag der Entscheidung erschien, legte er sich krank auf sein Lager und — starb. Noch in dem letzten Augenblicke bat er seinen Vater, doch ja der Preisaustheilung beizuwohnen. Der gebeugte Vater erfüllte dies Verlangen. Er stand finster unter den Zuschauern, und betrachtete die muntere Jugend, unter welcher ihm kein Sohn mehr blühte. Aus seiner hinstarrenden Betäubung weckte ihn plötzlich der Name des geliebten Todten, dem laut der erste Preis zuerkannt wurde. Er zitterte heftig, und wollte den Umstehenden seine Thränen verbergen; kaum aber hatte er sich wieder ein wenig gefaßt, so erscholl der Name Alexander le Jau zum zweiten Male: — der Jüngling hatte auch den zweiten Preis errungen. Von

Schmerz zermalmt, wollte der Vater sich nun durch die Menge fortdrücken; aber der Name des Sohnes erreichte ihn zum dritten Male: auch der dritte Preis war sein. Kurz, in jeder Gattung blieb Alexander Jau an diesem Tage Sieger.

Herr Piat, der damalige Syndikus der Universität, proklamirte die Namen der Ueberwinder. Als er nun so oft und immer wieder auf denselben Namen stieß, ließ er endlich unwillkürlich die Liste fallen, brach in Thränen aus, und stammelte einige herzliche Worte zum Lobe des zu früh Verstorbenen. Die ganze Versammlung schluchzte — es war die rührendste Todtenfeier.

Der Königskuchen, oder der Bohnenkönig.

Erzählung, wie einst Ludwig der Vierzehnte das Fest der heil. drei Könige im Kreise seines Hofes froh beging. Man wird auch hier den Geschmack, den Geist und die anständige Fröhlichkeit wieder finden, durch welche Ludwig alle seine Freuden zu würzen verstand.

In einem großen Saale waren fünf Tafeln aufgeschlagen: eine für die Prinzen und Herren, die vier andern für die Damen; jedoch die erste derselben unter dem Vorsitze des Königes, und die zweite unter dem Vorsitze des Dauphin. Man loste an allen fünf Tischen durch Bohnen

auf die übliche Weise. Das Los fiel an der Tafel der Herren auf den Oberstallmeister, der folglich König wurde. An jeder der vier andern Tafeln ward eine Dame als Königin ausgerufen. Hierauf wählten der neue König und die neue Königin Minister in ihren Staaten, und ernannten Ambassadöre und Ambassadricen, um den benachbarten Mächten ihr Compliment zu machen, und ihnen Allianzen oder Traktate vorzuschlagen. Ludwig der Vierzehnte selbst begleitete die Ambassadrice seines Tisches, und führte das Wort für sie. Er sagte dem Oberstallmeister sehr verbindliche Dinge, und bat um dessen Protektion. »Die sei Ihnen gewährt,« versetzte der Bohnenkönig! »denn wenn Ihr Glück etwa noch nicht gemacht ist, so verdient es in der That gemacht zu werden.«

Die Ambassade verfügte sich hierauf zu den übrigen Tischen, und wurde nachher von diesen gebührend erwiedert. Mehrere Herren und Damen legten in ihre Vorträge so viel Geist und Witz, so glückliche Anspielungen und so feine Scherze, daß die ganze Gesellschaft dadurch höchst angenehm unterhalten wurde. Der König selbst fand so viel Geschmack daran, daß er in der nächsten Woche das Fest wiederholte. Diesmal wurde er selbst Bohnenkönig, und empfing die Glückwünsche mit der ihm eigenen edlen Freundlichkeit.

Eine Prinzessin, eine seiner natürlichen Töchter, die als leichtsinnig bekannt war, ließ ihn durch ihren Gesandten um Schutz gegen alle Unannehmlichkeiten bitten, die

ihr im Leben zustoßen könnten. »Es sei,« versetzte der König, »wenn sie sich die Unannehmlichkeiten nicht selbst zugezogen hat.« Diese Antwort gab einem Hofmanne Gelegenheit bei Seite zu flüstern: der König fällt aus seiner Rolle. — An der Tafel der Herren steckte man einen in Fastnachtskleider, und spazirte mit ihm, bei dem Gesange drolliger Triumphlieder, durch den Saal. — Den gänzlichen Beschluß des Festes machte das Vorlesen einer seltsamen Klage, die ein frömmelnder Landjunker eingereicht hatte. Er beschwerte sich nämlich über die Unsittlichkeit seiner Bauerdirnen, und wollte ihnen durchaus einen Prozeß an den Hals werfen, weil sie so kurze Aermel trügen, daß man ihre bloßen Arme sehen könne. — (Wohl unsern Damen, daß es heut zu Tage solche scrupulöse Landjunker nicht mehr gibt!) — Der König und der ganze Hof ergetzten sich sehr an dieser Klage, und die fröhliche Stimmung erhielt sich bis spät in die Nacht.

Camoens.

Es ist vor einiger Zeit eine englische Uebersetzung der Lusiade von Camoens erschienen, und der Uebersetzer, Mickle, hat eine interessante Biographie des Dichters hinzugefügt, vor der ich hier einen Auszug liefere. Camoens war aus einer alten adelichen Familie aus Spanien ent-

sprossen; er wurde 1517 zu Lissabon geboren. Noch als Kind verlor er seinen Vater und sein Vermögen zugleich, durch einen Schiffbruch an der Küste von Goa. Seine Mutter schickte ihn auf die Universität von Coimbra, wo er seine Talente entfaltete. Nach seiner Zurückkunft erschien er bei Hofe. Er war schön, besonders rühmt man seine ausdrucksvollen Augen. Den Firniß des Hofes erwarb er sich bald, und wurde der Liebling der Damen, der Mann in der Mode. Der Hof von Lissabon war damals ein Schauplatz galanter Intriguen. Camoens verliebte Abenteuer sind nicht genau bekannt, es scheint aber, er habe seine Augen höher geworfen, als ihm zukam, denn er fiel in Ungnade wie Ovid, und wurde verbannt. Seine Sonnete verrathen die Quelle dieses Unglücks. In der Einsamkeit fing er nun sein berühmtes Gedicht über die Entdeckung von Indien an. Als Johann III. eine Expedition gegen die afrikanische Küste unternahm, ging er mit und focht tapfer. In einem Seetreffen war er unter den ersten, die da enterten, und verlor das rechte Auge. Er entsagte aber weder Bellonen, noch den Musen, und hielt, wie Kleist, in einer Hand den Degen, in der andern die Feder. Sein militärischer Ruf erwarb ihm die Verzeihung des Hofes, er kam zurück. Ein Auge hatte er nun zwar weniger, aber mit zwei Gattungen von Lorbeern bekränzt, konnte er dem Neid und der Verleumdung nicht entgehen, auch den Ehemännern schien er noch immer gefährlich. Man neckte ihn so lange, bis er beschloß, sein Vaterland ganz zu verlassen. Im Jahr

1558 ging er nach Indien, und, indem er die Ufer des Tago hinabfuhr, rief er aus: ingrata patria! non possidebis ossa mea! (undankbares Vaterland! in dir sollen meine Gebeine nicht ruhen!) Er dachte freilich nicht, daß es ihm in Indien noch schlimmer gehen würde. Bei seiner Ankunft war eben ein Krieg zwischen dem Könige von Cochin und Pimento ausgebrochen. Ohne auszuruhen, begab sich Camoens sogleich zu dem erstern, und zeichnete sich bei den Einwohnern der Insel Alagoda aus. Ueberhaupt war er die Seele dieser Expedition, so bescheiden er sich auch in seinen Schriften darüber ausdrückte. Darauf machte er eine Reise nach dem rothen Meere, beschrieb Afrika's wilde Ufer als Dichter, und klagte dazwischen über die Trennung von der Geliebten. Bei seiner Zurückkunft nach Goa arbeitete er wiederum fleißig an der Lusiade. Doch sein Hang zur Satyre erweckte ihm in dem Vicekönig Bareto einen rachsüchtigen Feind, der ihn bald nach China verbannte. Dummköpfe haben, öfter als man glaubt, das Gefühl ihrer eigenen Nichtigkeit. Stehen sie in hohen Aemtern, so verbergen sie, um nicht durchschaut zu werden, das Bewußtsein ihrer Schwäche hinter einem feierlich steifen Aeußern; jeder durch sein Genie ihnen überlegene Mensch ist ihr natürlicher Feind, und eine Art von Instinkt treibt sie an, ihn zu meiden oder zu entfernen. Das war die Quelle von Bareto's Haß. Dumm, grausam und geizig, hatte er sich in Indien blos durch Bedrückungen und Blutvergießen ausgezeichnet.

Aber auch in Macao erwarben Camoens große Talente ihm Freunde; er erhielt sogar eine Stelle in der Administration, und in Nebenstunden opferte er den Musen. In fünf Jahren sammelte er ein mäßiges, für ihn hinreichendes Vermögen. Indessen war Dom Constantin von Braganza Vicekönig von Indien geworden, und Camoens durfte zurückkehren. Sein eigensinniges Schicksal aber wollte, daß er Schiffbruch auf der Küste von China leiden mußte; er verlor alles — nur seine Lusiade nicht! denn er schwamm an's Ufer, ruderte mit einer Hand und hielt mit der andern das Gedicht hoch empor. So kam er an ein unbekanntes Ufer, wurde aber freundlich aufgenommen, und erwähnte dessen dankbar im zehnten Gesang der Lusiade. Er mußte hier lange harren, bis ein Schiff ihn nach Goa brachte, wo man ihn mit Auszeichnung empfing, und er ein glückliches Leben führte, so lange Dom Braganza Vicekönig war. Als aber Graf Redondo diesen ersetzte, erwachten seine Feinde wieder: man beschuldigte ihn der Veruntreuungen in seinem Amte zu Macao. Redondo ließ ihn in's Gefängniß werfen; er gewann seinen Prozeß ehrenvoll, und seine Ankläger standen als beschämte Verleumder da. Was half es? er konnte das Gefängniß doch nicht verlassen, denn nun hielten seine Gläubiger ihn fest. — Die Edelleute am Hofe zu Goa schämten sich doch endlich, einen so verdienstvollen Mann länger in Fesseln schmachten zu sehen; sie befreiten ihn, und er that wieder Kriegsdienste. Einige Zeit darauf lud ihn Peter Barretto, Gouverneur von Sofala, unter

den glänzendsten Versprechungen zu sich ein. Die isolirte Lage von Sofala machte diesen Ort zu einer Art von Exil, und der Gouverneur wünschte Gesellschaft. Aber — nach Art der Großen — wollte er nur unterhalten sein, ohne selbst etwas zur Unterhaltung beizutragen. Camoens wurde dieses Frohndienstes bald überdrüssig, und beschloß, in sein Vaterland zurückzukehren. Das konnte ihm nun zwar Barretto nicht verwehren, erlaubte sich aber ein schändliches Mittel, seine Abreise zu verhindern: er forderte nämlich Bezahlung von ihm für Quartier in seinem Hause und Unterhalt an seinem Tische. Als ob ein Mann von Genie, der sich dazu versteht, einem schwer zu amusirenden großen Herrn Gesellschaft zu leisten, seinen Teller voll Suppe nicht dreifach bezahlte? — Cabral und Sylveira, zwei portugiesische Edelleute, wurden durch dieses Betragen empört; sie bezahlten für Camoens, und nahmen ihn mit sich. So, sagt Faria, verkaufte Barretto seine Ehre sammt dem Dichter.

Nach einer Abwesenheit von sechzehn Jahren erschien Camoens wieder in Lissabon, gerade als die Pest dort wüthete. Drei Jahre nachher gab er sein Gedicht heraus, in welchem er den jungen sechzehnjährigen König Sebastian so fein lobte, daß dieser ihm eine Pension von viertausend Realen gab, unter der einzigen Bedingung, daß er an seinem Hofe leben solle. Sebastian verlor aber die Krone durch die Schlacht bei Alcazar. Sein Nachfolger, der Kardinal Heinrich, nahm dem Dichter die Pension wieder, weil er,

am Schluß seiner Lusiade, dem jungen König den Rath gegeben hatte, die Pfaffen von der Regierung entfernt zu halten, welches offenbar auf den Kardinal gemünzt war. — Von nun an mußte er alle Arten von Leiden und Vernachlässigungen erdulden. Man machte ihm unter andern auch ein Verbrechen daraus, daß er den Untergang Portugalls prophezeihet hatte. In Armuth und Mangel mußte er schmachten. Ein einziger schwarzer Bediente, den er von Java mitgebracht, und der ihm auch bei dem Schiffbruch an den chinesischen Küsten das Leben soll gerettet haben, blieb ihm in jeder Lage treu, und bettelte für seinen Herrn auf den Straßen von Lissabon, bis der unglückliche Camoens 1759 im zwei und sechzigsten Jahre im Elend starb. — Gleich nach seinem Tode ging es wie gewöhnlich: mehrere Städte stritten um die Ehre, ihn hervorgebracht zu haben; eine Menge Grabschriften verkündeten seinen Ruhm; die Lusiade wurde in alle Sprachen übersetzt. Hätte er nicht unberufen die Wahrheit immer auf den Lippen getragen, sein Ende wäre glänzender gewesen. Aber die Großen verlangen nun einmal von einem Dichter, er solle nur dichten.



Die Luftbälle.



— — Jetzt wurden die Stricke abgeschnitten. Der Ball schwebte majestätisch empor, die Fahne flatterte in der bun-

ten Gondel, der Wagehals schwenkte den Hut, fünfzigtausend Mäuler sperrten sich weit auf, hunderttausend Augen gafften, und eben so viel Hände klatschten. Ich stand mitten im Gedränge, das erhabene Schauspiel entlockte mir Thränen. Der Luftschiffer verlor sich in den Wolken, und ich in Betrachtungen über die Tiefe des menschlichen Geistes.

Ein seltsamer Anblick riß mich aus meinem Taumel. Drei Schritte von mir stand ein kleiner Altvater, der die ungeheure Luftsäule nicht mehr tragen konnte, welche jeden Menschen drückt. Es war unmöglich zu entscheiden, zu welcher Nation dieser Zwergen-Greis gehöre; sein langer weißer Bart verrieth einen Muselmann, seine Gesichtsfarbe einen Braminen von der Küste Malabar, und sein Gewand einen Griechen aus den Zeiten des Appollonius von Thyana; mit kleinen grauen Augen blinzelte er in die Wolken, sein Mund verzog sich zu spöttischem Lächeln, und sein Kahlkopf wackelte bedenklich von einer Schulter zur andern.

Diese zweideutige Geberdensprache, welche so wenig mit meinen Empfindungen harmonirte, machte mich unwillig; ich trat näher: »Alter Graukopf!« redete ich ihn an, »wünsche dir Glück, daß du vor deinem Ende noch ein solches Schauspiel erlebtest.«

»Glück?« versetzte der Zwerg mit Hohnlächeln, »kurzsichtiger Sohn dieses kurzsichtigen Jahrhunderts! ich bedaure dich, und schweige.«

»Du magst mich bedauern, so viel dir beliebt, aber warum schweigen? Das ist sonst eben nicht der Fehler des Alters.«

Was nennst du alt?

»Was so, wie du, vier Fünftel eines Jahrhunderts auf dem gebeugten Rücken trägt.»

Vier Fünftel eines Jahrhunderts? Ha, ha! ha! hätte ich doch kaum geglaubt, daß man mich für einen solchen Springinsfeld halten könnte.

»Ein Springinsfeld von achtzig Jahren? Du scherzest.»

Jüngling! hub der Alte an, mein einziger Sohn ward bei der Erbauung von Ninive durch einen Dachziegel erschlagen. Mein Spiegel, der mir weniger schmeichelt, als du, versichert mich, daß ich kaum ein Mittelalter von zweitausend Jahren erreicht zu haben scheine; indessen zähle ich deren bereits sechstausend, und verdanke dieses hohe Alter dem Stein der Weisen, den mein Freund Henoch mir mittheilte, ehe er gen Himmel fuhr. Ich habe in meinem Leben nur wenig Schüler gezogen, unter welchen der Scythe Abaris, der Aegypter Hermes, und der Graf St. Germain mir Ehre machen. Ich habe so viel gesehen und erfahren, daß ich es am Ende nicht mehr der Mühe werth hielt, mich um das Menschengeschlecht zu bekümmern. Nichts geringeres, als die heutige Begebenheit, konnte mich aus meiner Gleichgiltigkeit wecken. Es schmerzt mich, daß ich ein Zeuge eures unbesonnenen Taumels sein muß. Ihr liebt das Neue und ich hasse es. Euer Hans Jakob Rousseau deklamirt gegen die Wissenschaften, und er hat Recht.

Das erste Weltalter, dessen ihr euch erinnert, nennt ihr das goldene. Damals leitete die Natur noch die Menschen

am Gängelbande, und sie liefen recht artig auf vier Pfoten herum. Tausend Jahre nachher erlebte ich eine erstaunliche Revolution. Ein Wagehals schlug Zettel an alle Straßenecken, durch welche er bekannt machte, daß er gesonnen sei, auf den beiden Hinterpfoten zu gehen, ohne eine andere Vorsicht, als einen Fallhut und einen Laufzaum, daß er endlich sogar den Laufzaum wegwerfen und spornstreichs davon laufen werde.

Du kannst leicht denken, daß das ganze Publikum gegen ihn eingenommen war. Er betrügt uns! schrie Alles, was schreien konnte, er kann und wird nicht auf den Hinterpfoten gehen, und thut er es wirklich, so wird er auf die Nase fallen.

Indessen wurde ein Tag angesetzt. Großer Zusammenlauf von Einheimischen und Fremden! Wir hatten uns sämmtlich auf unsere Hacken gekauert, und erwarteten den Tausendkünstler mit Ungeduld. Er kam; er trat in unsere Mitte mit der zuversichtlichen Geberde eines Menschen, der seiner Sache gewiß ist. Der Erfolg krönte seine Verwegenheit. Alles Uebel, was daraus entsprang, ist zur Gnüge bekannt. Die Menschen liefen auf zwei Beinen von einem Ende der Welt bis zum andern, und erreichten bald das sogenannte silberne Weltalter.

Tausend Jahre nachher abermals eine große Revolution! Ein anderer Wagehals versprach, in einer Tonne auf dem Wasser herum zu schwimmen, die nur mit einigen Stricken am Ufer befestigt sein werde. Endlich wolle er sogar die

Stricke abhauen lassen, und vor aller Welt Augen mit einer Stange von einem Ufer zum andern übersetzen. — Das Publikum staunte; wer schreien konnte, schrie: er wird es nicht wagen, und wagt er es, so wird er ersaufen! Der Verwegene hielt Wort, und ersoff nicht. In Gegenwart einer zahllosen Menge von Zuschauern an beiden Ufern des Flusses, ließ er sich vom Strome wohl zehn Faden weit mit fortreißen. Unter dem Jauchzen des Volks stieg er aus seiner Tonne; man krönte ihn mit Lorbern, man trug ihn im Triumph auf den Händen bis zu seiner Wohnung. — So lernten die Menschen ein neues Element bezähmen, erfanden neue Bedürfnisse, und schifften mit gutem Winde aus dem silbernen Weltalter hinüber in's bleierne.

Tausend Jahre nachher erlebte ich die sogenannten Heldenzeiten Griechenlands. Herkules drang auf einem Kahn bis in das mittelländische Meer. Stolz auf seine Verwegenheit, wollte er das Andenken dieser unerhörten That verewigen, und errichtete zwei Säulen mitten im Garten der Hesperiden, mit der prahlenden Inschrift: nec plus ultra! — Ha! weiter wird es keiner bringen! Neue Gährung in den menschlichen Gemüthern; die Schifffahrt erzeugte die Handlung; die Völker tauschten gegen einander Bequemlichkeiten des Lebens, und Scheingüter des Luxus. — So wandelten die Menschen, in Purpur und Gold gekleidet, hinüber in das eiserne Weltalter.

Dreitausend Jahre nachher fiel es einem Genueser ein, sich zu schämen, daß man immer nur ängstlich an den Küsten

der drei bekannten Welttheile hin- und herfahre; er unternahm das Wagestück, den weiten Ocean zu durchschiffen. Neues Staunen! Neuer Unglaube! Allgemeines Murmeln: er wird nicht abreisen, und thut er es, so wird er nie wieder kommen.

Er reiste ab, und kam wieder, nachdem er eine neue Welt entdeckt, oder vielmehr geschaffen hatte. Sein Schiff glich Pandorens Büchse; Gold, Gewürz und zerstörende Seuchen überschwemmten die Welt. Leihe mir einen Namen, Jüngling, für dieses böse Zeitalter! Bekenne, daß bis dahin Alles vom Schlimmen zum Schlimmern überging. Soll ich denn heute nicht zittern, da ein Verwegener dem menschlichen Geiste abermals neue Schranken aufschließt?

Der Schutzgeist.

(Einige unbedeutende Zierathen der Einkleidung abgerechnet, ist diese Geschichte wahr, und trug sich zu in den Jahren 1760—1766.)

Armer Jean Renaud! dir ging es auch nicht besser!

Von der Jagd ermüdet, hatte ich mich auf den Stamm eines abgehauenen Baumes gesetzt, und blickte herab auf einen Ameisenhaufen, der neben mir wimmelte. Millionen Ameisen mit Einem Blicke überschauen, ist eben so schwer, als Millionen Menschen. Ich wählte mir daher die geschäf-

tigste unter dem Haufen, deren Thun und Treiben ich mit den Augen verfolgte.

Blicke nicht so stolz herab, weil du ein paar Stufen höher stehst. So schwebt vielleicht ein vollkommeneres Wesen über dir, uud hat dich mitleidig ausgesondert von dem Ameisenhaufen, den du Welt nennst.

Kaum zwei Mädchenschritte seitwärts fand das kleine Thier die ausgetrocknete Haut irgend eines Insekts, belud sich damit und wanderte der Heimath zu. Mehr als einmal entfiel die Beute dem schwachen Zangengebiß, die Unverdrossene faßte sie immer vom neuen. Ein Tannenreis streckte ihr seine hundert Stacheln entgegen, sie unternahm und vollbrachte den weiten Umweg. Die Alpe eines Maulwurfshügels thürmte sich vor ihr auf, und wurde mühsam erklimmt. Die Lavine eines losgerissenen Sandkörnchens warf sie vom Gipfel in die Tiefe; sie arbeitete sich empor aus dem Schutt, und vollendete zum zweiten Male die beschwerliche Reise. Eine Regenwolke drohte sie wegzuschwemmen, sie badete geduldig in den Tropfen, die an den Grasspitzen hingen. Endlich nahte sie sich den Grenzen ihrer Republik — ach! da rannte ein Jagdhund tölpisch freundlich auf mich zu, und trat die fleißige Ameise in den Staub.

Arme Menschen! die ihr mit Geduld und Fleiß eure Insektenhaut durch rauhe Wege schleppt, und im Alter das Ländchen der Ruhe zu erreichen hofft — schon steht ihr an der Grenze — da ereilt euch der Tod, und tritt die Früchte eines halben Jahrhunderts in den Staub!

Armer Jean Renaud! dir ging es auch nicht besser!

Er war ein Kaufmann aus Brest, den das Verhängniß nur einmal, als Kind, sanft wiegte, dann aber sein ganzes Leben hindurch im Sturme herumschleuderte. Seinen Frühling drückte die Kälte der Armuth; der Jugendfreuden schöne Blüten erstarrten. Nicht der Karmin der Liebe, sondern das Bleiweiß der Arbeit übertünchte seine Wangen; nicht das süße Gift der Wollust, sondern das bittere Gift der Nachtwachen höhlte sein Auge aus. Dem fleißigen Anfänger streckte der Neid seine Stacheln entgegen, und als er geduldig ihm auswich; als er mühsam, mit karger Beute beladen, den steilen Hügel erklimmte: da warf der Bankerott eines treulosen Freundes ihn wieder in die Tiefe.

Muthig arbeitete er sich empor unter den Trümmern seines Glückes; muthig begann er von neuem die rauhe Bahn zu durchkeuchen; da brach die Gewitterwolke eines verheerenden Krieges herein, und drohte ihn zu ersäufen. Ein gutes Weib, das zwanzig Jahre lang Gram und Sorge redlich mit ihm getragen hatte, konnte endlich nicht weiter, warf ihre Last auch auf die Schultern des Mannes, und legte sich zur Ruhe.

Müde wie der Tagelöhner am Sonnabend, warf sich Jean Renaud auf das Bett, um in den Sonntag eines bessern Lebens hinüber zu schlummern. Schon stand er an jener Pforte, die, außer dem unfreundlichen Pförtner, nichts Schreckliches hat; schon winkte der Todesengel ihm herein

— da wandte er sich noch einmal um nach seinen beiden Kindern, und in seinem Auge glänzte die letzte Thräne. »Wackerer Philipp,« sagte er, »gute Babet! ich hinterlasse euch nichts als einen ehrlichen Namen und diese kleine Hütte, in welcher ihr geboren wurdet. Du, mein Sohn, gedenke des Fleißes und der Redlichkeit deines Vaters! Du, meine Tochter, gedenke der Tugend deiner Mutter! euch beiden sei die Liebe und Eintracht eurer Eltern immer gegenwärtig. Philipp, sei deiner Schwester männlicher Schutz; Babet, sei deines Bruders sanfte Gehilfin. Legt eure Hände in meine kalte Hand, und versprecht mir Frömmigkeit und Tugend, und der Geschwisterliebe unauflöslichen Bund.«

Sie legten ihre Hände in seine kalte Hand, ihre Thränen mischten sich mit dem Todesschweiß auf der väterlichen Stirn, und als sie noch stammelten, da ging der Verklärte schon durch die Pforte; und als sie hinter ihm sich schloß, siehe, da wurde das Gesicht des Pförtners freundlich; er streckte die verloschene Fackel aus, und sie entzündete sich wieder an einem ewigen Lichte.

Die verlassenen Waisen umarmten sich fest in der Dunkelheit des Lebens. Babet klammerte sich an ihren Bruder, wie ein Kind an den Rock seiner Wärterin. Philipp gedachte der letzten väterlichen Worte, und jener hohe Muth durchflammte seine Brust, der oft bei eigener Noth gebricht, aber in Thätigkeit empor lodert, wenn das nasse Auge eines lieben weiblichen Geschöpfs unsere Hilfe heischt.

So traulich und genügsam, so still und eingeschränkt als Göthe's Geschwister, lebten sie fast ein Jahr. Babet glich Cicero's Mutter an Wirthschaftlichkeit, ob sie gleich weder leere noch volle Weinflaschen zu versiegeln hatte *), und ihrem Bruder wurde »der Erwerb im Kleinen ehrwürdig, seit er wußte, wie sauer ein Thaler wird, wenn man ihn Groschenweise verdienen muß **).« Auch er hatte wie Göthe's Wilhelm, seine Freude an der alten Käsefrau, die mit der Brille auf der Nase, beim Stümpfchen Licht, ein Stück nach dem andern auf die Wage legt, ab- und zuschneidet, bis die Käuferin ihr Gewicht hat — aber — der Fluch des Schicksals, der seinen Vater drückte, schien auch auf ihn zu ruhen.

Das kleine enge Haus, das karge Erbtheil der fleißigen Geschwister, stieß an ein Hanfmagazin, in welchem in einer stürmischen Nacht Feuer auskam. Ehe noch Philipp und Babet sich aus dem ersten Schlafe aufzuraffen vermochten, stand ihre Hütte schon in Flammen. Kaum durch leichte Nachtkleider bedeckt, rannte das schöne junge Mädchen hinaus auf die Straße und schrie um Hilfe; aber man vergaß über dem größern Unglück das kleinere. Aller Hände waren beschäftigt, das Magazin zu retten, Niemand bekümmerte sich um die armselige Hütte. Noch verweilte Philipp unter ihrem brennenden Dache, um we-

*) Siehe Middleton's römische Geschichte, Tom. I. p. 2.
**) Siehe Göthe's Geschwister.

nigstens seine Papiere in Sicherheit zu bringen, bis endlich das Krachen des einstürzenden Sparrwerkes ihn heraus trieb. Er suchte und fand seine jammernde Schwester, die lautweinend die Hände rang, indessen er selbst stumm und betäubt sein kleines Eigenthum brennen sah.

Ein Weißmantel ging einigemal an den unglücklichen Geschwistern vorüber; er hörte Philipp's erste Worte, die mit einer düstern Kälte ausgesprochen wurden: Sei ruhig, Schwester, es ist Gottes schwere Hand! — er fragte mit dem sanften Tone des Mitleids: »Haben Sie auch bei diesem Brande verloren?" —

Alles! sagte Philipp kurz abgebrochen, und sah starr vor sich hin. Alles! wiederholte Babet mit zitternder Stimme, indem sie Augen und Hände gegen Himmel hob. Der Schrecken hatte das Blut von ihren Wangen gejagt, aber die Flamme röthete das Gesicht und den kaum verhüllten jungfräulichen Busen. Sie war schön, wie eine Braut, zu deren Lager sich die Strahlen der Morgensonne durch rothseidene Vorhänge stehlen.

Der Fremde schob seinen Hut ein wenig aus den Augen, und ließ den weißen Mantel von Mund und Nase fallen, als wolle er Babet's Reize mit allen Sinnen in sich ziehen. »Kann ich Ihnen dienen?" wandte er sich höflich an ihren Bruder.

Philipp sah ihn zweifelhaft an; es war eine kühle Oktobernacht und es hub an zu regnen; die Noth überwand jede Bedenklichkeit.» Ein Obdach, mein Herr," antwortete er, »nur für diese Nacht."

»Für diese Nacht und für immer,« erwiederte der Weißmantel. »Ich habe einige Zimmer in meinem Hause, die mir entbehrlich sind, und die ich Ihnen gern überlasse, bis Ihre Wohnung wieder aufgebaut sein wird.«

»Wenn die Miethe für einen Verarmten nicht zu hoch ist?« stotterte Philipp.

»Die Miethe? nein mein Herr, der Dank eines ehrlichen Mannes ist alles, worauf ich Anspruch mache, und auch den wünschte ich nicht einmal laut zu hören, denn ich bin so reich, daß ich mich Ihres Dankes schämen müßte.«

»Darf ich den Namen des Engels wissen,« stammelte Philipp, »den Gott in dieser trüben Nacht mir zum Trost gesandt hat?«

Bescheiden nannte der Fremde den Namen Lauraguais, und in dem Augenblicke rollte eine Feuerspritze vorüber, so ungestüm, daß Babet fast von den Rädern ergriffen worden wäre. Dieser Zufall, und der Regen, der immer reichlicher herabströmte, bewogen Babet, den dargebotenen Arm des gefälligen Fremdlings anzunehmen; er machte ihr Platz und führte sie aus dem Gedränge. Schüchtern sah sie sich nach ihrem Bruder um, der den letzten starren Blick auf die rauchenden Trümmer seines Eigenthums warf, und dann langsam folgte, ohne zu wissen, wem? noch wohin?

Der Name Lauraguais war ihm unbekannt. Seine Handelsgeschäfte hatten ihm keine Zeit übrig gelassen, sich um andere Namen, als die seiner Korrespondenten zu be-

kümmern. Er vermuthete auch nicht eher, daß der Weißmantel wohl ein vornehmer Herr sein könne, bis sie an das Thor eines ansehnlichen Palastes kamen, wo ein Tagedieb von Thürsteher sie demüthig empfing, und seinen neuen Freund Herr Graf nannte.

Bei dem Worte Graf zog Babet erschrocken ihre Hand aus dem Arm des Führers, der doch nicht darauf zu achten schien, sondern beschäftigt war, dem Schweizer einige Worte in's Ohr zu raunen. Sogleich eilten Bediente mit Lichtern herbei, und geleiteten die Ankömmlinge über den Hof in ein zierliches Nebengebäude, an dessen Eingang Graf Lauraguais sich bescheiden beurlaubte, und seinen Gästen eine sanftere Ruhe wünschte, als die traurigen Begebenheiten dieser Nacht hoffen ließen.

Die Geschwister fanden eine Wohnung von drei bis vier niedlichen, und nicht prächtig aber elegant möblirten Zimmern zu ihrer Aufnahme bereit. Die Bedienten versorgten sie schnell und höflich mit allem Nothwendigen, und ließen sie allein.

Philipp sank in einen Sessel, sah starr vor sich nieder, und brachte die Nacht in einer dumpfen Betäubung zu. Babet, die, wie jedes Frauenzimmer, sich leichter in ihre neue Lage fand, konnte zwar auch nicht schlafen, aber sie vermochte doch ihrem Bruder Trost zuzusprechen.

Am andern Morgen erschien die Frau des Haushofmeisters, eine alte, dienstfertige Schwätzerin, beklagte den erlittenen Unfall, rühmte die Wohlthätigkeit ihres Herrn,

und kramte ein Bündel Wäsche und Kleidungsstücke aus, deren die arme, halb nackte Babet vor der Hand am bedürftigsten war. Gegen Mittag kam der Graf selbst, ein schöner, junger Mann, der den feinen Weltton völlig inne hatte, und sich, was er that, so wenig zum Verdienst anrechnete, daß seine Gegenwart nicht, wie die eines gemeinen Wohlthäters, drückend wurde. Er drang seinem Gaste einen ansehnlichen Vorschuß auf, der ihm in den Stand setzte, seinen Credit aufrecht zu erhalten. Die lähmende Muthlosigkeit des armen jungen Mannes wich; er hob das Auge vom Boden und richtete einen heitern Blick in die Zukunft; sein stummer Dank und Babet's Thränen lohnten den Grafen.

Hoffnung und Ruhe zogen in die neue Wohnung. Philipp verdoppelte seinen Fleiß, Babet ihre Thätigkeit. Der Bruder lebte nur am Schreibtisch oder auf der Börse; die Schwester nur in der Küche oder am Nährahm. Mitten in einer volkreichen Stadt blieben sie gänzlich unbekannt mit der Welt, suchten keine Gesellschaft, und empfingen keine Besuche, die, ihres Wohlthäters ausgenommen, der wöchentlich ein paar Mal sich nach dem Wohl und Weh seiner Pfleglinge zu erkundigen kam, und sich an ihrem zunehmenden Wohlstande ergetzte.

Nur des Sonntags führte Philipp seine Schwester zuweilen auf öffentliche Spazirgänge, wo das Flüstern und Fingerdeuten der schönen Welt um sie her ihm schmeichelhaft schien, weil er es für eine Wirkung von Babet's Schön-

heit hielt, und weit entfernt war, irgend einen andern Grund zu ahnen. Er liebte seine gute Schwester unaussprechlich; es that ihm weh, ihre Bildung vernachlässigen zu müssen, da es ihm an Zeit und Mitteln gebrach, das holde Kind der Natur durch die Kunst auszuschmücken. Er war daher froh, als er bemerkte, daß der Graf Geschmack an ihr fand; daß er sie öfter geistreich unterhielt, daß er sie mit den gewähltesten Büchern versorgte, und ihr endlich gar selbst Unterricht auf der Harfe gab. Die Art, mit welcher alles dieses geschah, die ehrerbietige Bescheidenheit, welche der Graf gegen Babet beobachtete, das günstige Vorurtheil, das seine Wohlthaten in Philipp's Seele für ihn gegründet hatten, Unbekanntschaft mit der Welt und ein argloses Herz, ließen den wackern Bruder keine Gefahr für die geliebte Schwester besorgen. Wenn er auch zuweilen aus seiner Schreibstube auf die oft lange und leise Unterhaltung im dritten Zimmer horchte, und der Gedanke ihm durch die Seele fuhr: der Graf könne unlautere Absichten hegen; so beruhigte ihn sogleich die Gewißheit von Babet's Tugend, die Unerschütterlichkeit ihrer Grundsätze. Er war überzeugt, daß er ihr erster Vertrauter sein werde, weil seine innige Bruderliebe diesen Vorzug verdiene. Von der zerstörenden Macht der Leidenschaft hatte er keinen Begriff, denn er hatte selbst nie geliebt, und er ging daher ruhig seinen Geschäften nach, ohne es anstößig zu finden, daß, während seiner Abwesenheit, Babet halbe Tage mit dem Grafen allein zubrachte.

Ein alter Freund seines Vaters unternahm es endlich, ihn aus seinem sichern Schlummer zu wecken. Er entdeckte ihm den zweideutigen Ruf des Grafen im Punkte des schönen Geschlechts, und schmetterte ihn durch die Nachricht zu Boden, daß die nämlichen Zimmer in dem Hause des Wollüstlings, welche Philipp jetzt inne hatte, seit vielen Jahren die Wohnung verrufener Dirnen gewesen sei. Er erklärte ihm das Flüstern und Zischeln der Leute, so oft er sich mit Babet auf öffentlichen Spazirgängen sehen ließ; »ich habe es mit meinen Ohren gehört,» sagte er, »da geht die Maitresse des Grafen Lauraguais; das arme Mädchen! ihr eigener Bruder hat sie verkuppelt. — Wer Sie kennt,» setzte er hinzu, »glaubt den Lästerzungen nicht, aber wie wenige kennen Sie.»

Philipp knirschte vor Wuth, und weinte vor Schmerz. Zwar stieg noch immer nicht der leiseste Zweifel, weder an der Tugend seiner Schwester, noch an den Absichten des Grafen in ihm auf, »denn,» sprach er, „der Graf sei was er wolle, er ist mein Wohlthäter, und als solcher unfähig, mich zu beschimpfen;» aber um Babet's Ruf zu schonen, beschloß er, auf der Stelle auszuziehen, und mit diesem Entschluß eilte er nach Hause.

Er fand seine Schwester allein. Es kam ihm vor, als habe sie rothgeweinte Augen, und als sei ihr Empfang nur gezwungen freundlich; das vermehrte seine üble Laune, nährte den Keim des Mißtrauens. In großer Bewegung ging er auf und nieder, und suchte Worte für einen schonen-

den Vortrag. Babet merkte, daß etwas ungewöhnliches in ihm vorging, und verfolgte ihn mit schüchternen Blicken. Noch nie war er mit seiner Schwester in einer so peinlichen Lage gewesen; zum ersten Male drückte ihn ihre Gegenwart; dies Gefühl ward ihm bald unerträglich; er sammelte sich und hub an, mit Sanftmuth und Schonung seine Qualen in den schwesterlichen Busen auszuschütten. Er hielt ihre zitternde Hand in der seinigen; helle Thränen rollten ihm über die Wangen; er sprach mit brüderlicher Innigkeit, und wurde es nicht gewahr, daß er Babet's Herz zerfleischte.

Doch welches Entsetzen ergriff ihn, als er, bei der Wiederholung der letzten Worte seines Vaters: Gedenke der Tugend deiner Mutter! das arme Mädchen plötzlich zu seinen Füßen stürzen sah; als er im Kreischen der Verzweiflung das Bekenntniß von ihren bebenden Lippen hörte — sie sei verführt!

Er riß sich los aus den schwesterlichen Armen, die seine Knie umklammert hatten, stürzte in das Nebenzimmer, schloß die Thür hinter sich zu, warf sich auf's Bett, und drückte sein Gesicht in die Kissen, als wolle er sich bergen vor dem Gespenst, das seine kalte Hand nach ihm ausstreckte. Mehrere Stunden lag er so. Babet's Schluchzen, ihr Jammern an der Thüre, ihre Herz durchschneidende Stimme: Bruder! lieber Bruder! weckten ihn aus der Betäubung. Er hörte die arme Babet an der Thüre niedersinken und wimmern. Ach! er hegte keinen Groll

gegen sie. Nur sich selbst machte er die bittersten Vorwürfe, daß er seines Vaters letzten Willen so nachlässig befolgt; nur sich selbst klagte er an, daß er durch seine Sorglosigkeit der Urheber dieses Jammers geworden.

Er öffnete die Thür, nahm Babet liebreich in seine Arme, tröstete sie, und bat, ihn nur noch Eine Stunde allein zu lassen, um über seine Pflicht in diesem traurigen Verhältniß nachzusinnen. Babet wankte hinaus — Philipp ermannte sich, und ehe eine Stunde verging, hatte er seinen Entschluß gefaßt. Mit jener kalten Ruhe, die auch das Unglück nicht raubt, wenn der Mann im Sturm der Leidenschaften das Fünkchen der Vernunft lebendig erhalten, trat er heraus, bat seine Schwester, sich bereit zu halten, ihm in ein anderes Haus zu folgen, und übrigens die Rache ihrer beleidigten Ehre Gott und ihm anheim zu stellen. Babet's Auge hing ängstlich forschend an dem brüderlichen, unbewegten Antlitz, in welchem nur das Auge funkelte, wie eine Kohle, die der Vulkan auf den beschneiten Gipfel wirft.

»Ach, Philipp!« rief sie bebend, »was willst du thun? — ich liebe den Grafen! — ich werde seine Gattin sein — er hat es mir geschworen —«

»Hat er das? desto besser! meinst du, er werde Wort halten?«

»Er wird — sobald nur gewisse Verhältnisse —«

»Spricht er von Verhältnissen? — ich verstehe. Unsere Ehre ist das erste Verhältniß, welches er wieder herstellen

muß. — Genug, Schwester! ich werde handeln, wie es mir geziemt. Keine Uebereilung, aber auch keine Niederträchtigkeit. Vor der Hand siehst du ihn nicht wieder. Versprichst du mir das?"

Er reichte ihr die Hand. Sie versprach, ihm als ihrem Vater zu gehorchen. Er ging. Sie verschloß ihre Thüren, und als der Graf, um Philipp's Abwesenheit zu nutzen, wirklich klopfte, da schluchzte sie leiser, um ihre Gegenwart nicht zu verrathen.

Philipp hatte bisher immer gehofft, sich nach und nach wieder empor zu arbeiten; dann war sein Lieblingswunsch, die Brandstätte auf's neue anzubauen, und zwar nach dem nämlichen, freilich etwas veralteten Plane, in dessen Erinnerung aber die seligen Tage der Kindheit schwammen. Er wollte gleichsam die Freuden seiner Jugend aus dem Schutt hervorziehen, indem er die Küche wieder an die nämliche Stelle setzte, wo sie vormals stand, als ihm der Küchenzettel noch so merkwürdig war, und die Schreibstube in eben den Winkel, in welchem sein Vater so manchen Schweißtropfen vergossen hatte. Dieser Bauplan war sein Steckenpferd, seine Unterhaltung, wenn er des Nachts nicht schlafen konnte, sein Lustschloß, wenn er spaziren ging. Oft schon hatte man den wüsten, aber wohlgelegenen Platz ihm abkaufen wollen; mancher Spekulant hatte sich erboten, ihn über den Werth zu bezahlen; aber die Freuden der Einbildungskraft konnte des Käufers Gold nicht aufwiegen. Philipp blieb dabei: die Spanne Land ist

mir nicht feil — und nun — und nun — war sie ihm plötzlich feil geworden; nun bot er selbst seine lieben Trümmer aus, mit einer Hastigkeit, die den Kauflustigen seine Noth verrieth. Sie zuckten die Achseln, stellten sich gleichgiltig, boten geringe Summen, und zwangen ihn, den Rest seines väterlichen Erbtheils weit unter dem Werthe los zu schlagen. Doch Philipp war schon zufrieden, wenn er nur so viel zusammen raffen konnte, um den Vorschuß des Grafen zu tilgen. Gern ließ er noch ein Prozent fallen, unter der Bedingung, daß der Kaufschilling auf der Stelle erlegt werde. Hastig strich er das Geld ein, und in der nächsten Minute stand er keuchend im Vorzimmer des Grafen.

Er ward gemeldet. Der Graf kam ihm freundlich entgegen, und freute sich des seltenen Besuches. Philipp bat um eine geheime Unterredung, der Graf wurde verlegen, sah ihn forschend an, und bemerkte das Zucken seiner Muskeln, die, in Gegenwart des Kammerdieners, mit einem erzwungenen Lächeln kämpften. Aber der Weltmann wußte sich zu beherrschen, seine Miene blieb sanft und heiter; er nahm Philipp bei der Hand, und führte ihn in sein Kabinet.

Philipp schaute um sich, und eine Art von Zufriedenheit glänzte in seinen Blicken, als er sah, daß das Kabinet nur Einen Ausgang habe. Der Graf lud ihn ein, sich auf dem Sofa nieder zu lassen, aber er pflanzte sich vor die Thür, zog schweigend seine Geldbörse heraus, und zählte die geborgte Summe auf den nächsten Tisch.

»Was machen Sie, mein Freund?« fragte Lauraguais.

Philipp antwortete nicht, aber das Zittern seiner Hand verrieth die Bewegung seiner Seele.

Als das Geld da lag, wandte er sich um: »Hier, Herr Graf, ist meine Schuld sammt den Zinsen.«

»Ihre Schuld? — wer hat Sie darum gemahnt? — warum wollen Sie mir das Vergnügen rauben, Sie mit dem zu unterstützen, was mir so entbehrlich ist? — und sogar Zinsen? — Sie beleidigen mich, mein wackerer Freund!«

Philipp antwortete nicht, sondern fuhr hinab auf den Grund seines Beutels, holte noch eine Hand voll Geld heraus, und fing auf's neue an zu zählen.

»Noch mehr?« stotterte der Graf, dessen Verlegenheit immer sichtbarer wurde; »sind Sie mir noch etwas schuldig?«

»Allerdings,« versetzte Philipp, »hier ist die Hausmiethe für fünf Monat, so hoch berechnet, als hätte ich im Gasthof gewohnt.«

»Mein Herr!« sagte Lauraguais entrüstet, »ich bin kein Gastwirth, meine Zimmer stehen nur Freunden offen.«

»O!« erwiederte Philipp bitter lächelnd, »ich weiß, wem sie offen stehen. Genug, Herr Graf, wir sind quitt; ich habe Sie bei Heller und Pfennig bezahlt; jetzt erwarte ich das Nämliche von Ihnen.«

»Von mir?«

»Ja, mein Herr! Bezahlen Sie mir die Ehre meiner Schwester!« — Der Graf erblaßte — Philipp fuhr fort:

»Als die Feuersbrunst in jener unseligen Nacht mein kleines Eigenthum verzehrte, da murrte ich gegen die Vorsehung, und wähnte, sie habe uns Alles geraubt. Ich Undankbarer! wir besaßen noch einen Schatz, den keine Flamme vertilgen konnte — einen ehrlichen Namen! wir waren noch reich durch Unschuld und Tugend. Jetzt erst, mein Herr! jetzt bin ich ein Bettler. Sie haben das Recht der Gastfreiheit geschändet! Sie haben meine Schwester zur verworfenen Dirne erniedrigt — und nun frage ich Sie: wollen Sie den Bruder zum Mörder machen? —»

»Herr Renaud —« stammelte der Graf mit blassen Lippen —

Philipp. Die arme Waise hat Niemanden auf der Welt, als mich; ich allein muß für sie sprechen und handeln. (Er trat einen Schritt näher.) Noch ist mein Glaube an Ihre Redlichkeit nicht ganz erloschen. Sie haben meiner Schwester die Ehe versprochen. War das Ihr Ernst? Lieben Sie sie wirklich? Soll Babet Ihre Gemahlin werden? — Ich bitte um eine bestimmte Antwort.

Der Graf hatte sich ein wenig gefaßt. Sanft und mit Würde bat er den Jüngling, sich nicht durch Hitze hinreißen zu lassen, sondern der kalten Vernunft Gehör zu geben. Er gestand reumüthig ein, daß seine Leidenschaft für Babet ihn über die Grenzen der Tugend geschleudert; daß er einen Fehltritt gethan, welchen auf die schicklichste Art wieder gut zu machen ihm Pflicht sei. Gern, sehr gern werde er Alles thun, was seine Lage ihm nur immer erlaube. Er

werde sich sogar glücklich schätzen, Babet seine Gattin zu nennen, wenn er nur ganz von sich selbst abhinge. Aber seine Verbindungen bei Hofe — das Vorurtheil — alberne Verwandte — und besonders ein rauher Oheim, dessen einziger Erbe er sei — Alles das würde einen solchen Schritt vor der Hand zur Unbesonnenheit machen. »In einigen Jahren,« setzte er hinzu, »lassen sich vielleicht alle Hindernisse aus dem Wege räumen; bis dahin, Herr Renaud, erlauben Sie mir, für das Glück dieses lieben Mädchens Sorge zu tragen; es soll ihr an nichts fehlen; weder für die Gegenwart noch Zukunft soll sie den Mangel zu fürchten haben — und auch Sie, mein Freund —«

»Haben Sie mir nichts weiter zu sagen?« — unterbrach ihn Philipp.

»Sie sind zu vernünftig,« versetzte Lauraguais, »um in diesem Augenblicke mehr von mir zu begehren. Sie würden Ihre Schwester nur doppelt unglücklich machen, wenn Sie verlangten, daß ich meine ganze politische Existenz durch einen raschen Schritt vernichten solle.«

Philipp sah ihn verächtlich an, und zog den Degen. »Vertheidigen Sie sich, mein Herr!«

Der Graf. Wie? Herr Renaud! ich bin unbewaffnet —

Philipp. In jenem Winkel steht ein Degen, Sie dürfen nur die Hand darnach ausstrecken.

Der Graf. Besinnen Sie sich, Freund —

Philipp. Ha! mein Vater hat mir auf dem Sterbe-

bette die Tugend meiner Schwester anvertraut; retten kann ich sie nicht mehr — aber rächen! Fort, Herr Graf, ohne Zaudern.

Lauraguais machte eine Bewegung, welche verrieth, daß er nach der Klingel greifen wollte, die über dem Sofa herabhing. Philipp bemerkte es, und zog rasch ein Pistol aus der Tasche. »Herr!« rief er wüthend, »wenn Sie mir nicht Genugthuung geben wollen, wie ein Mann von Ehre, so schieße ich Sie nieder, wie einen Straßenräuber!«

»Wohlan, unbesonnener Jüngling!« stammelte der Graf mit vor Zorn bebenden Lippen, »du selbst magst für die Folgen haften.«

Sie fochten. Philipp hatte nie einen Degen in der Hand gehabt; nur als Vertheidiger der Unschuld hielt er sich seinem Gegner gewachsen. Wüthend stürzte er auf den Grafen ein. Lauraguais hatte den großen Vortheil der Kunst, und den noch größeren des kalten Blutes über ihn. Der Kampf war in Einer Minute entschieden: Philipp stürzte zu Boden und schwamm in seinem Blute. Der Graf — ein Wollüstling, aber kein verstockter Bösewicht — rief hastig seine Leute, und bot Alles auf, dem Unglücklichen zu helfen. Die geschicktesten Wundärzte wurden herbei geschafft, der Verwundete auf des Grafen eigenes Bett gelegt. Babet erfuhr nichts, und war in der heftigsten Unruhe über das Außenbleiben ihres Bruders. Lauraguais selbst wachte die erste Nacht an Philipp's Bette, und als der Wundarzt nach Abnahme des ersten Verbandes erklärte, daß der Verwundete

nicht außer Gefahr sei, da hielt der Graf es seiner Sicherheit gemäß, die Stadt zu verlassen.

Er gab seinem Haushofmeister die strengsten Befehle, den Kranken auf's Beste zu verpflegen; er versprach den Aerzten reiche Belohnung, wenn sie ihn wieder herstellten, und endlich schrieb er an Babet den reuigsten zärtlichsten Brief, in welchem er ihr mit der möglichsten Schonung das Vorgefallene beibrachte, und sie bat, während seiner Flucht, von dem Palaste als ihrem Eigenthum, Besitz zu nehmen. Er fügte diesem Briefe das Geld bei, welches Philipp ihm bezahlt hatte, verdoppelte die Summe, warf sich in den Wagen, und floh, mit einer Gewissensangst beladen, die, bei allen seinen vorherigen Ausschweifungen, ihm fremd geblieben war.

Athemlos und mit zerstreutem Haar flog Babet über den Hof, die Treppe hinauf, an das Schmerzenslager ihres Bruders. Vergebens hielt man sie zurück, mit wildem Blick riß sie die Vorhänge weg, sah starr auf das leichenblasse Antlitz, und stürzte kreischend zu Boden. Erst als sie seinen leisen Athemzug vernahm; als sie gewiß war, daß er noch lebte, gab der Schmerz ihr Thränen, und mit glühenden Zähren wusch sie das brüderliche Blut von den befleckten Händen.

Die Heilkraft der Natur, so rege im Jüngling, so träge im Greise, gab seinem Körper die Gesundheit, aber nicht seiner Seele die Ruhe wieder. Er verließ den Palast, das Grab der Unschuld seiner Schwester, so bald er wieder

Kräfte hatte, sich tragen zu lassen. Das Geld des Grafen blieb in den Händen des Haushofmeisters.

Tausend Entwürfe der Rache durchglühten sein Gehirn, als er noch in der Hitze des Wundfiebers lag, und die Jammergestalt seiner Schwester blies die Asche von den Kohlen, als sein Blut schon wieder ruhiger floß. Bald wollte er die Spur des Räubers durch ganz Frankreich verfolgen, und Rache nehmen oder den Tod finden; bald wollte er mit der gemordeten Unschuld an den Stufen des Thrones niederknien, und um Gerechtigkeit schreien. Babet's lindernde Sanftmuth ward endlich Meister über seinen verzehrenden Grimm. »Laß ihn fliehen,« sagte ihr bittendes Auge: »Gott wird ihn finden! — nicht vor dem Throne Ludwig's, wo höfische Verdorbenheit mit den Freunden des Verführers im Bunde steht, nein, vor Gottes Throne laß uns knien!« —

Er gehorchte der Stimme des duldenden Engels, er verschloß seinen Gram in den Busen, und suchte Zerstreuung in Geschäften. Aber vergebens! Seine Vaterstadt war ihm verhaßt; wo er ging, wähnte er, man lese der Schwester Schande auf der Stirn des Bruders; wer sich nach ihm umsah; wer von ungefähr das Fenster öffnete, wenn er vorbei ging; wer zufällig lächelte, der stieß ihm Dolche in's Herz. Jedes Flüstern, jedes Augenwinken deutete er auf sich; der Aufenthalt in Brest wurde ihm eine Hölle; er raffte die letzten Trümmer seines Vermögens zusammen, und floh mit Babet nach Westindien.

Die Liebe gab, wie Geßner singt, dem ersten Schiffer das Ruder in die Hand, und setzte sich zu ihm in einen ausgehöhlten Baum. Aber nicht die Liebe war Columbens Steuermann auf ungebahnten Meeren; die Menschenliebe stand am Ufer und weinte, als ein frischer Wind in seine Segel blies. Habsucht und Ruhmgier saßen oben im Mastkorbe, und schauten immer wach nach jeder Nebelwolke, die ein unbekanntes Land in ihrem Schooße zu tragen schien. Endlich, am 4. December 1492 hatte die blühende Insel Hayti das Unglück, mit dem europäischen Namen Hispaniola getauft zu werden. Hier schieden Habsucht und Ruhmgier brüderlich von einander; die erstere ging an's Land, um den Hunger zu stillen, und die letztere kehrte zurück nach Europa an die Wiege Franz des Ersten.

Hispaniola, jetzt mehr noch unter dem Namen St. Domingo bekannt, nahm unsere Flüchtlinge auf in seinen blühenden Gefilden. Die schöne fruchtbare Ebene von Cap François breitete sich vor ihnen aus; sie näherten sich den Wohnungen der reichen Pflanzer, mit stumpfen Sinnen für die Reize der neuen üppigen Natur um sie her; denn ihre Herzen waren beklemmt, und der Schleier, der über ihrer Zukunft lag, verhüllte auch die liebliche Landschaft vor ihren Blicken.

Ein Empfehlungsschreiben des nämlichen alten Freundes, der durch seine wohlgemeinte Warnung Philipp's Ruhe zerstörte, war Alles, worauf die armen Geschwister ihre Hoffnung bauten. Es war an einen gewissen François

Melun gerichtet, einen der wohlhabensten Pflanzer auf der Insel, dessen Negersklaven das Land, und dessen Schiffe das Meer bedeckten.

Mit jener Schüchternheit, die das Verdienst begleitet wie die Schamröthe die Unschuld, trat Philipp vor den Alten, und überreichte ihm zitternd den entscheidenden Brief. Einige Schritte hinter ihm stand die zagende Schwester, und erwartete mit klopfendem Herzen ihr Urtheil von den Lippen des alten Mannes. Er las, zuckte die Achseln, las wieder, und bedauerte, daß er eben keine Stelle zu vergeben habe.

Doch die Empfehlung seines redlichen Korrespondenten war so dringend, und der niedergeschlagene, kummervolle Blick des jungen Mannes sprach so rührend, daß er, nach einigem Hin- und Hersinnen, den Fremdling doch anzustellen versprach, wenn er nur seiner Schwester ein anderes Unterkommen zu verschaffen wisse, weil für diese im Hause kein Platz vorhanden sei. Diese harte Bedingung erstickte den Funken der Freude, der in Philipp's Auge zu leuchten begann. Wehmüthig sah er sich nach Babet um, welcher eine stille Thräne sich über die Wange stahl; und schon schwebten die Worte: Arme Schwester! laß uns weiter gehen! ihm auf der Lippe; als plötzlich durch eine Nebenthüre ein reizendes, weibliches Geschöpf von kaum sechzehn Jahren hereinhüpfte; eine jener schlanken Kreolinnen, mit schwankendem Gange, leicht bekleidet, im griechischen Geschmack; keine regelmäßige Schönheit, aber viel

Physiognomie, blaß, mit schwarzen lebhaften Augen, und langen Augenwimpern. Franziska hieß das holde Geschöpf, welches die jüngere Schwester der Elisa Draper zu sein schien. Sie war oft träge und indolent, wie alle ihre Landsmänninnen, aber auch eben so reizbar als jene. Sie war der Abgott des Hauses, und die Freude des alten Vaters, über den sie alles durch ein bittendes Schmeichelwort vermochte.

Mit einem Blicke ihrer großen schwarzen Augen hatte sie die Gestalten der Fremdlinge aufgefaßt. Philipp gefiel ihr und Babet interessirte sie. Die Thräne, die unabgetrocknet auf der Wange des Mädchens stand, der Kummer, der ungelindert das Haupt des Bruders beugte, fanden leicht den Weg zu ihrem reizbaren Herzen. Sie schmiegte sich an ihren Vater, sprach eines ihrer sanften, allmächtigen Worte, und Babet ward in die Zahl der vielen Kammermädchen aufgenommen, die ihre Herrschaft brauchten, und wenig von ihr gebraucht wurden. Den Bruder setzte der Alte in sein Comptoir, und prüfte ihn anfangs durch kleine, und nach und nach durch immer verwickeltere Geschäfte; er bestand die Prüfung als ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und bewährter Redlichkeit; er stieg mit jedem Tage in der Gunst und dem Zutrauen seines Herrn; so wie Babet sehr bald aus einem Kammermädchen eine Gesellschafterin, und aus einer Gesellschafterin Franziska's Freundin wurde.

Die Zeit vernarbte allmälig die Wunden der Geschwi-

ster, und Philipp, dem der alte Melun gern jede Gelegenheit erleichterte, sich selbst etwas zu erwerben, sah durch unermüdeten Fleiß, vom Kredit seines Herrn unterstützt, sein Glück immer schneller und schneller wieder aufblühen. Eine heitere Zukunft lächelte ihm; er wähnte sich geborgen vor den Stürmen des Schicksals — als plötzlich neue, bis jetzt ihm unbekannte Leiden seine Ruhe auf lange untergruben. Der Tirann der Sterblichen, der oft Fürsten demüthigt und Bettler beglückt, die Liebe schlich in sein unbewachtes Herz.

Franziska täglich sehen, ihr an der Tafel gegenüber sitzen, immer neue Reize des Körpers und der Seele an ihr ausspähen, so manchen freundlichen Blick haschen, so manche unschuldige Vertraulichkeit genießen; das war zu viel für einen jungen Mann von sechsundzwanzig Jahren, dessen Herz noch keine Dirne verwahrlost hatte. Es währte lange, ehe er sich seiner Gefühle selbst bewußt war; und als er nicht mehr zweifeln konnte, als das Bild der Holden ihm zwischen den Zahlen am Schreibtisch herumhüpfte, und von da in seine Träume überging; als Zerstreuung in den wichtigsten Geschäften ihn oft seltsam überraschte: da erschrack er, wie ein Sohn, der die Hand ausgestreckt hat, um zum ersten Male seinen Vater zu bestehlen; gedachte der ernsten Pflichten, die er seinem Wohlthäter schuldig sei; gedachte der unsinnigen Thorheit, um eine reiche Erbin zu buhlen; und versank auf's neue in düstere Schwermuth.

Zwar verbarg er die Flamme, die ihn verzehrte, vor

den Augen argloser Zuschauer, selbst vor denen der Geliebten; nur den spähenden Blicken seiner Schwester konnte er sie nicht verbergen. Sie entlockte ihm das Geheimniß in einer traulichen Stunde, milderte durch diese Herzens-Ergießung seinen Kummer, und gab ihm — was ein Frauenzimmer in solchen Fällen am besten geben kann — milden Trost — ach! ein Geschenk, dessen sie selbst bedürftig war, denn keine ferne Hoffnung schimmerte ihr für den geliebten Bruder. Sie wußte — was sie freilich dem Liebenden sorgfältig verbarg — daß Franziska schon seit Jahren an einen gewissen Herrn de Royer versprochen war, der sich jetzt in Europa aufhielt, dessen Zurückkunft aber täglich erwartet wurde.

Zwar empfand die Verlobte eben keine Neigung für ihn; sie war noch ein Kind, als er St. Domingo verließ, aber sie gehorchte doch ohne Widerwillen dem Wunsche ihres Vaters, und überließ sich sogar einer Art von Freude, als ein Brief ihr die baldige Ankunft ihres Bräutigams verkündete. Babet trat schweigend an's Fenster; Franziska sprang herzu, und überraschte eine Thräne, die verstohlen einen Rosenstock bethaute; sie erstaunte und drang mit Hast und Hitze in ihre Freundin, um die Ursache dieser unzeitigen Thräne zu erfahren. »Kennst du den Herrn de Royer?« sprach sie forschend, »hast du ihn vielleicht in Europa gekannt? — meinest du, ich würde durch ihn nicht glücklich werden? — sage mir deine Gründe. — Fürchtest du, man werde dich von mir trennen? — Sei unbesorgt, uns trennt nur der Tod.«

Eine Menge ähnlicher Fragen folgten sich schnell und hastig. Franziska sprach mit so vieler Lebhaftigkeit und Gutmüthigkeit; hatte ihren Arm so traulich um Babet's Nacken geschlungen, indem sie mit der Hand ihr sanft die nasse Wange streichelte, den Kopf auf ihre Schulter lehnte, und mit Innigkeit bat: weine nicht! sag' es mir, warum du weinst! daß Babet gerührt und betäubt sich einen Augenblick vergaß, und die Worte entschlüpfen ließ: mein armer Bruder! — Sie erschrack — Franziska wand sich plötzlich los, und rief mit großen forschenden Augen: Dein Bruder? —

Die verwirrte Babet heftete ihren Blick auf den Rosenstock, ihre zitternden Finger spielten mit den Blättern, sie antwortete nicht. Mit glühenden Wangen legte Franziska ihre Hände auf Babet's Schultern, drehte sie hastig zu sich, und sprach bewegt: Mädchen! was ist das mit deinem Bruder? — Schüchtern hob Babet ihr feuchtes Auge empor, Wehmuth glänzte in der Zähre — das Wort erstarb auf ihren Lippen — sie entschlüpfte dem Arme der Freundin und floh in den Garten, um allen ferneren Fragen auszuweichen.

Aber Franziska wußte schon genug; ihr Herz ahnete, was vorging, und die weibliche Eitelkeit errieth leicht das übrige. Sie warf sich auf ihren Diwan, schuf durch seidene Vorhänge eine künstliche Dämmerung um sich her, und musterte Philipp's Betragen seit seinem Eintritt in das Haus: seine Unbefangenheit in den ersten Monaten, seine

Schüchternheit in den letzten; sein Erröthen, wenn sie ihn ansah, seine Zerstreuung, wenn sie mit ihm sprach; das träumerische Herumwandeln in Busch und Hecken; die sorgfältigere Wahl seiner Kleidung; kurz, alles, alles verrieth laut: »er liebt dich, Franziska! und du darfst ihn nicht wieder lieben — darfst ihn nur bedauern!« —

Von dieser Zeit an wurde das holde Mädchen ernster als gewöhnlich. Sie vermied ängstlich, mit Babet von ihrem Bruder zu sprechen; sie speiste oft auf ihrem Zimmer, kam sie zur Tafel, so sah sie schüchtern auf den Teller; und begegnete ihr Auge von ungefähr Philipp's Blicken, so überflog eine schnelle Röthe ihr blasses Antlitz. Kam sie zurück in ihr Schlafgemach, so schwebte Philipp's traurende Gestalt ihr vor, sein hohles Auge und der kummervolle erloschene Blick. Sie fühlte, daß er ihr nicht gleichgiltig sei. Hätte er es gewagt, ihr seine Liebe zu entdecken, so würde der Stolz ihr Waffen geliehen haben; aber diese Bescheidenheit — dies rührende Schweigen und stille Dulden — was wirket mehr auf ein weibliches Herz?

Auch Babet schwieg. Nicht die leiseste Anspielung überschritt die Grenze der Vertraulichkeit, die das Gefühl empfangener Wohlthaten zwischen ihr und Franziska gezogen hatte. So sehr die letztere dies zarte Benehmen ihrer Freundin anfangs billigte, so drückend wurde es ihr in der Folge, als ihr eigenes Herz sich in's Spiel mischte. Oft wünschte sie heftig, Babet möge ihrer Scham und ihrem Stolze zu Hilfe kommen, ihr ein Bekenntniß erleichtern, das

ihrem wunden Herzen den Trost der Freundschaft gewähren würde; aber vergebens! Babet blieb ihrem Vorsatz getreu, und half ihres Bruders stillen Kummer still tragen.

Eines Tages setzte sich der alte Melun schmunzelnd zu Tische, ergriff das Glas, und brachte es seiner Tochter auf die glückliche Ankunft ihres Bräutigams. Eine Glut überströmte Franziska's Wange, Stirn und Busen; sie führte das Glas zitternd zum Munde, und befeuchtete ihre trockenen Lippen. Der Vater lächelte schalkhaft, denn er hielt ihr Benehmen für jungfräuliche Schamhaftigkeit. Auch dann erwachte noch kein Mißtrauen in seiner Seele, als Philipp unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit plötzlich aufsprang und hinaus taumelte. Franziska war einer Ohnmacht nahe. Babet mußte ihr Glas alle Augenblicke an den Mund setzen, um durch einen Schluck Wasser die mit Gewalt heraufsteigenden Thränen hinab zu zwingen.

Glücklicherweise begann der Alte eine lange, für ihn sehr interessante Erzählung von den Glücksumständen seines künftigen Schwiegersohnes, und trank dabei so oft auf seine Gesundheit, daß er, von Allem, was um ihn vorging, nichts bemerkte, sondern nach einer halben Stunde mit einem fröhlichen Rausch das Bett suchte.

Herr de Noyer kam wirklich. Er war ein wackerer Mann, der Weltkenntniß und Biedersinn in sich vereinte. Er fand seine Braut über alle Erwartung liebenswürdig, betrug sich gegen sie äußerst gefällig, ward ihr nie durch Zudringlichkeit lästig, und erwarb sich bald durch seine

heitere immer gleiche Laune ihr Wohlwollen, durch die Eigenschaften seines Geistes und Herzens ihre Hochachtung. Zwar — lieben konnte sie ihn nicht; denn selten liebet ein Mädchen den Mann, den es nicht selbst gewählt hat; aber sie empfand keinen Widerwillen gegen diese Verbindung, und hätte sie nur den jungen Renaud nie gekannt, sie würde Herrn de Noyer mit Freuden ihre Hand gereicht haben.

Der arme Philipp ließ sich seit der Ankunft des glücklichen Bräutigams nicht mehr vor ihr sehen. Es war ihm unmöglich, ein Zeuge der kleinen Vertraulichkeiten zu sein, die jener sich natürlich bei einem Mädchen erlaubte, welches in wenigen Wochen seine Gattin werden sollte. Auch war Philipp wirklich krank; die Leiden seiner Seele verzehrten die Kraft seines Körpers; er schlich umher wie ein Schatten, betrieb seine Geschäfte mechanisch, und fühlte, daß bald jede Anstrengung ihm unmöglich sein werde.

Der alte Melun wurde dies täglich anwachsende Uebel gewahr. Weit entfernt, die wahre Ursache zu ahnen, glaubte er, das Klima sei dem Jüngling nicht zuträglich, und da er ihn wirklich väterlich liebte, so that er ihm, wiewohl ungern, den Vorschlag, St. Domingo zu verlassen, und mit dem, was er sich erworben, auf irgend einer andern westindischen Insel einen eigenen Handel anzufangen. Er versprach, ihn mit seinem ganzen Kredit zu unterstützen, und ihm sogar ein neues Schiff zu schenken, welches er vor Kurzem gekauft hatte.

Philipp ergriff diesen Vorschlag mit einer fieberhaften Begierde. Er küßte die Hand des Greises; ein lebhafter Funke entzündete sein mattes Auge; ein elektrischer Schlag gab seinem Blute raschern Umlauf, und mit rastloser Thätigkeit begann er die Anstalten zu seiner Abreise zu treffen, um wo möglich noch vor der verhaßten Hochzeit ein Land zu fliehen, wo seine liebsten Hoffnungen am Fuß des Brautbettes zu Grabe gingen.

Als Franziska diesen raschen Entschluß erfuhr, schloß sie sich in ihr Zimmer und weinte bitterlich. Sie fühlte, daß sie allein die Ursache einer Flucht sei, die den edlen Jüngling vielleicht auf's neue den Stürmen des Schicksals Preis geben werde, und doch — was konnte sie thun als weinen, und ihn weinend segnen! — Je näher seine Abreise heranrückte, je beklemmter wurde ihr Herz, und in den letzten Tagen war es ihr unmöglich, öffentlich zu erscheinen. Sie schützte eine Unpäßlichkeit vor, blieb auf ihrem Zimmer und arbeitete an einer Flagge, mit welcher sie das von ihrem Vater geschenkte Schiff ausschmücken wollte. Auf ein großes weißes Tuch stickte sie einen schwebenden Engel, der in seiner Hand ein Vergißmeinnicht hielt. Sie hatte oft bis tief in die Nacht am Stickrahmen gesessen, und mit warmen Eifer eine Kunst getrieben, in welcher sie eine Schülerin der Penelope zu sein schien. Das Gefühl, welches sie bei der Arbeit beseelte, gab dem Bilde ein täuschendes Leben. Der Engel lächelte, und doch umwölkte unverkennbar ein stiller Gram seine Stirn.

Jetzt war die Flagge fertig, das Schiff zum Absegeln bereit, und Philipp's Abreise auf den kommenden Morgen festgesetzt. Da sprach Franziska in der Abenddämmerung mit klopfendem Herzen zu ihrer Freundin: »Geh', rufe mir deinen Bruder, daß ich ihm auch ein Lebewohl sage.»

Die gute Babet, deren verweintes Auge sich bei diesen Worten mit neuen Thränen füllte, wankte hinaus, und führte bald nachher ihren zitternden Bruder in das dämmernde Gemach. Ohne Kraft sich zu bewegen, ohne Muth sein Auge aufzuheben, stand er an der Thüre, wie ein Verbrecher, der den Tod erwartet. Franziska's Busentuch verrieth die heftigen Schläge ihres Herzens. Sie sammelte sich, stand auf und trat ihm entgegen.

»Lieber Renaud,» stammelte sie, »Sie wollten doch nicht ohne Abschied von mir gehen?»

Er schwieg. Ein Berg lag auf seiner Brust. Nicht ein Wort hätte er hervorbringen können, und wenn es die Herrschaft der Welt gegolten.

»Glauben Sie, lieber Renaud, daß Sie meine Freundschaft, mein Bedauern mit sich nehmen?»

Eine Thräne trat in sein erloschenes Auge.

»Das Schicksal ist nicht gerecht gegen Sie.»

Seine Lippen zuckten.

»Vielleicht auch nicht gegen mich!» setzte sie mit einem erstickten Seufzer hinzu.

Er hob sein Auge schüchtern zu ihr auf.

»Wir müssen der Nothwendigkeit gehorchen, wenn es auch uns beiden schwer werden sollte.«

Er wollte versuchen zu lächeln, es gelang ihm nicht.

»Nehmen Sie zum Andenken diese Flagge von mir, die ich selbst gestickt habe.«

Er griff gierig nach dem Geschenke.

»Es ist mein Schutzgeist, den ich Ihnen mit auf die Reise gebe. Es ist das Sinnbild meiner Wünsche — das Blümchen in seiner Hand war hoffentlich überflüssig.«

Jetzt konnte er nicht mehr. Ein Strom von Thränen durchbrach den Damm des Wohlstandes. Er bog sich auf ihre Hand — sie neigte sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn — er heulte und stürzte hinaus. — Als die Sonne aufging, war sein Schiff nur noch ein weißer Punkt in der offenen See, den Franziska schwermüthig an's Fenster gelehnt, mit feuchtem Auge so lange verfolgte, als er sichtbar blieb, und noch immer zu sehen wähnte, als er schon längst verschwunden war.

Wenige Tage nachher feierte man ihr Hochzeitfest, ihr Gemahl that alles, um einen verborgenen Gram, den er zu spät gewahr wurde, durch Lieb' und Aufmerksamkeit aus ihrer Brust zu tilgen; indessen der arme Philipp sich in tausend Geschäfte und Zerstreuungen stürzte, bald auf der See herumschwärmte, und bald auf dem Lande durch unruhige Thätigkeit sein widerspenstiges Herz zu betäuben suchte. Er schrieb oft an seine Schwester, und versprach ihr, sie abzuholen, so bald er es über sich gewinnen könne,

einen festen Wohnplatz zu wählen; so lange aber die schuldlose Liebe dem bösen Gewissen die Geißel abborge, und ihn rastlos umhertreibe, so lange halte er es für Bruderpflicht, sie der sichern Freistatt nicht zu entreißen. Ihrer Freundin erwähnte er selten.

»Der Schutzgeist,« schrieb er einst, »der von meinem Schiffe herabweht, ist von seiner Schöpferin doch nur mit beschränkten Kräften ausgerüstet worden; er wacht über alles, was außer mir nur vorgeht; er geleitet mich glücklich in und aus dem Hafen; er gebietet den Wellen und zähmet die Sturmwinde; — aber um das, was in mir tobt, bekümmert er sich wenig. Mein Herz ist den Stürmen Preis gegeben — meine Ruhe ist ein Spiel der Wellen, einer unseligen Leidenschaft.«

Franziska schwieg und grämte sich. Ihre blasse Wange wurde bleich, das Feuer ihres Auges erlosch allgemach; sie kränkelte wie ein Veilchen, dem Thau und Schatten mangelt. Ihr Gemahl war untröstlich darüber, und nachdem er vergebens jede Zerstreuung aufgeboten, jedes Mittel erschöpft hatte, schlug er ihr vor, ihm auf einige Zeit nach der Bai von Samara zu folgen, um zu versuchen, ob die Veränderung der Luft nicht vielleicht eine günstige Wirkung hervorbringen werde. Diese Bai liegt im spanischen Antheil von St. Domingo, und Herr de Noyer hatte daselbst eine neue Pflanzung angelegt, die seine Gegenwart von Zeit zu Zeit erforderte.

Franziska willigte gern in diese Reise, theils aus Gefälligkeit, theils weil sie wirklich von den neuen Gegenständen wohlthätige Zerstreuung hoffte. Der Vater, so schwer es ihm wurde, sich von seinem einzigen geliebten Kinde zu trennen, billigte den Entschluß, segnete seine Tochter, und bat sie, gutmüthig scherzend, ihm aus der Bai von Samara einen Enkel aufzufischen. Von ihrer getreuen Babet begleitet, schiffte sie glücklich nach dem neuen Wohnplatz, und der Segen ihres Vaters schien in Erfüllung zu gehen, denn bald nach ihrer Ankunft fühlte sie sich schwanger. Das Entzücken ihres Gemahls war grenzenlos; er feierte diese frohe Botschaft durch ein ländliches Fest, an welchem er zwölf treue Neger zu den Füßen seiner Gattin führte, die ihr für die erhaltene Freiheit danken mußten.

Solche Züge gingen bei Franziska nicht verloren. Sie lernte ihren Gemahl täglich höher schätzen; der Gedanke an die frohe Aussicht, Mutter zu werden, theilte nach und nach ihre einsamen Stunden mit dem schwermüthigen Gedanken an Philipp. Je näher die Zeit ihrer Entbindung heranrückte, je fester fühlte sie sich an das Leben gekettet, und die kleinste Bewegung des ungebornen Kindes machte ihr unaussprechliche Freude. Als endlich der erseufzte Augenblick da war; als der Säugling an ihrer Brust lallte, und die Freudenthräne der zärtlichen Mutter sich mit der des glücklichen Vaters mischte; da trat Philipp's Bild hinter einen Schleier, aus neuen Pflichten und neuer Liebe gewebt.

Die Gesundheit des edlen Weibes war nun völlig wieder hergestellt. Sie reichte ihrem Kinde selbst die erste Nahrung, und ihr Körper genoß den wohlthätigen Einfluß, den die Natur mit der Erfüllung dieser Mutterpflicht verbunden hat; sie war blühender, und fühlte sich stärker als jemals. Als der kleine Franz ein Alter von drei Monaten erreicht hatte, konnten seine Eltern den Bitten des Großvaters nicht länger widerstehen, der den Enkel an sein Herz zu drücken wünschte. Sie machten Anstalten, die Bai von Samara zu verlassen. Herr de Noyer ließ zu diesem Entzweck eine leichte Goelette in segelfertigen Stand setzen und sandte alle seine Leute und Gepäck in einem schwerern Fahrzeug voraus.

Während dies geschah, scheiterte ein kleines englisches Fahrzeug an der Küste, dessen Mannschaft sich jedoch glücklich an's Land rettete. Die Schiffbrüchigen wandten sich an Herrn de Vernier, Kapitän eines französischen, zum Auslaufen fertigen Schiffes mit der Bitte, sie an Bord zu nehmen, und nach Cap Francois oder Monte Christo zu bringen. Da er aber bereits zu viele Mannschaft am Bord hatte, so ersuchte er Herrn de Noyer, wenigstens zwei davon in seiner Goelette aufzunehmen. Der menschenfreundliche Mann bewilligte es, mit Aufopferung seiner eigenen Bequemlichkeit, denn er mußte, um des engen Raumes willen, einen getreuen Neger, der ihn bediente, zurücklassen. Er sprach mit den beiden Engländern, deren einer sich Kapitän John, und der andere Young nannte;

er versorgte sie mit Wäsche und Kleidern, und sie gelobten dankbarlich, ihm unterweges Hilfe zu leisten. Herr de Royer nahm noch zwei gemiethete französische Matrosen an Bord und ging im März 1766 unter Segel.

Sie fuhren einige Tage mit günstigem Winde an der Küste hin, bis sie zu einer spanischen Pflanzung gelangten, die einem gewissen Manuel Borger zugehörte. Hier baten die Franzosen, sie an's Land zu setzen, da die beiden Engländer, als erfahrne Seeleute, vollkommen im Stande wären, das kleine Fahrzeug allein zu regieren, sie aber bei jenem Spanier ein längeres Unterkommen hofften. Herr de Royer, der während der verflossenen Tage Zeuge von der Geschicklichkeit der Engländer gewesen war, ließ sich beschwatzen, verabschiedete die Franzosen, und setzte seine Reise fort.

Am andern Abend warfen sie den Anker zu Grigri, eine Meile oberhalb Porto Plata, an der nördlichen Küste von St. Domingo; sie aßen am Lande, ohnweit einer spanischen Pflanzung, wo man gewöhnlich Erfrischungen einzunehmen pflegt. Nach Tische bestreuten sie den obern Theil der Kajüte mit Palmblättern, zogen ein Segel darüber und breiteten eine Matratze aus, welche dem Kinde, der Mutter und der Freundin zum Nachtlager dienen sollte. Franziska's Gemahl lagerte sich zu den Füßen seiner Gattin, und die beiden Engländer schnarchten im Vordertheile des Fahrzeuges.

Gegen vier Uhr des Morgens wurde Franziska durch

einen starken dumpfen Schlag geweckt, der das Bett ihres Gemahls zu treffen schien; zugleich hörte sie ihn vernehmlich stöhnen. Bebend fuhr sie in die Höhe, und rief: Babet! um Gottes Willen! — Doch ehe noch Babet sich ermuntern konnte, trat John, mit Blut bespritzt vor ihr Bett, und drohte ihr mit aufgehobener Axt sie auf der Stelle zu ermorden, wenn sie einen Laut von sich geben, oder es wagen würde, das Segeltuch wegzuschieben, welches ihr den schrecklichen Anblick verbarg. Mit funkelnden Augen verließ er sie; der eine zog die Segel auf, der andere setzte sich an das Steuerruder, und sie suchten, wie die Folge bewies, den Weg nach Neu-York.

Mit Anbruch des Tages war das Fahrzeug schon weit in der offenen See, und nun erhielten die zitternden Weiber Erlaubniß, aufzustehen. Franziska wankte hervor — Gott! welch ein Anblick! man hatte so eben den blutigen Leichnahm ihres Gemahls über Bord geworfen, er schwamm noch auf dem Wasser. Die arme Witwe sank kraftlos zu Boden; die Unmenschen spotteten ihrer. Mit dem Dolch in der Faust trat John vor sie und forderte die Schlüssel zu den Kasten und Koffern. Er durchsuchte alles, nahm aber nur das bare Geld, und gab ihr die Schlüssel zurück.

Den ganzen Tag überließ man sie ruhig ihrem Schmerze. Das Fahrzeug segelte mit frischem Winde. Franziska wußte nicht wo sie war, Himmel und Meer umgaben sie.

Welcher Pinsel malt die Leiden der Nacht, die auf diesen Tag folgte! — Verlassen von jeder Hilfe; in der

Gewalt der Mörder ihres Gatten, dessen Blut noch den Boden neben ihr färbte; zitternd vor Mißhandlungen ihrer Ehre; zitternd vor dem Leben ihres Kindes — ach! noch nie waren so mannigfaltige Leiden in den Zeitraum einer Frühlingsnacht zusammen gepreßt worden! —

Mit der ersten Morgenröthe traten die Räuber vor ihr Bett. »Dein Schluchzen und Wimmern,« sprachen sie, »geht uns zu Herzen. Wir sind nicht weit vom Cap François entfernt. Willst du, so soll einer von uns dich in dem Boote dahin geleiten.«

Ohne zu bedenken, daß dieser Vorschlag Leuten unmöglich Ernst sein konnte, die, mit einem ungeheuren Verbrechen belastet, den Ort fliehen mußten, wo die gerechte Rache ihrer harrte; ohne zu bedenken, daß sie bereits drei Tage in offener See herumschwärmten, und folglich unmöglich so nahe bei Cap François sein konnten; gehorchte Franziska nur dem Wunsche, diesen Mördern zu entfliehen, und willigte hastig ein. Der Kahn war, nach Art der amerikanischen Piroguen, sehr klein, und aus einem einzigen hohlen Stamm verfertigt; aber keine Gefahr schreckte sie. Sie ergriff ein kleines Bündel mit Wäsche, und that gern Verzicht auf ihre übrigen Habseligkeiten, die der Kahn nicht zu fassen vermochte. John warf selbst einen schlechten Strohsack, etwas Zwieback, einen Krug mit süßem Wasser, einige Eier und ein wenig gesalzenes Schweinefleisch in die Pirogue, durchsuchte nochmals die Taschen der armen Witwe, raubte ihr einige Kleinigkeiten

von Werth, und stieß sie dann nebst Babet hinab in den Kahn.

Mit Ungeduld erwarteten sie, daß einer der Mörder nachspringen sollte, um das elende Fahrzeug zu regieren; aber plötzlich hieben die Barbaren das Thau entzwei, Young faßte das Steuerruder, John richtete die Segel, die Goelette entfernte sich schnell, und die Unglücklichen wurden Wind und Wellen überlassen. — Starres Entsetzen ergriff die jammernde Mutter; sie hob ihre Hände zu den Mördern ihres Gatten empor, und beschwor sie, sich des unschuldigen Kindes zu erbarmen — aber mit jedem Augenblicke vergrößerte sich der Raum, der sie von dem Schiffe trennte.

Schon verhallte ihre Stimme ungehört — sie konnte nicht mehr schreien — sie suchte die Worte durch bittende Geberden zu ersetzen — vergebens! die Mörder schwanden aus ihren Augen.

Franziska sank in Ohnmacht. Das Kind wimmerte an ihrer Brust; es suchte Nahrung und fand sie nicht; es suchte Wärme und verkroch sich in einen erstarrten Busen. Die Nacht brach herein. Die Gefahr stieg mit jeder Minute. Der Wind wurde stürmisch, die Wellen tobten, und jeder Augenblick drohte den elenden Kahn zu verschlingen. Eine hohe Welle bedeckte sie, riß den Zwieback mit sich fort, stürzte den Wasserkrug um, und beraubte sie ihrer letzten Hoffnung.

Welch eine Nacht! welch ein Hin- und Herschleudern

zwischen Todesangst und Muttersorge! Babet, die schwache Babet, ergriff das Ruder, und da sie zuweilen bei kleinen Wasserspazirfahrten aus Schäkerei gesteuert hatte; so kam ihr diese geringe Uebung jetzt zu Statten, und sie brach manche Welle, die das Boot verschlungen haben würde.

Die Morgenröthe erschien, und mit ihr legte sich der Sturm; das war aber auch der einzige Trost, den Aurora ihnen zulächelte. Noch immer begrenzte Wasser und Himmel ihre ängstlich spähenden Blicke; jede Minute ihres verlängerten Lebens glich einem Wunder. — So kämpften zwei zartgebaute Weiber und ein schwacher Säugling sieben Tage und sieben Nächte mit Wind und Wellen, jeder rauhen Witterung ausgesetzt; von Regen durchnäßt, von der Kühle der Nacht erstarrt; von der brennenden Mittagssonne gestochen; durch immerwährende Todesangst gepeinigt; ohne Wasser, ohne andere Lebensmittel, als die wenigen Eier und etwas gesalzenes Fleisch. Franziska's Kräfte nahmen stündlich ab, ein Blick auf das wimmernde Geschöpf an ihrem Busen erhielt allein noch den schwachen Lebensfunken. Die Mutter Natur erbarmte sich der hilflosen Mutter, und unterstützte sie über alle Erwartung. Bis zum sechsten Tage war noch immer Nahrung für den Säugling in ihrer Brust; aber endlich versiegte auch diese Quelle, und in der Nacht auf den siebenten Tag brachte das Stöhnen des hungernden Kindes die arme Franziska zur Verzweiflung. Sie beschloß zu sterben, aber auch sterbend noch einen Beweis ihrer mütterlichen Zärtlichkeit zu

geben; sie wollte sich eine Ader öffnen, und das Kind mit ihrem Blute tränken; sie würde diesen durch Geisteszerrüttung erzeugten Gedanken auf der Stelle ausgeführt haben, wenn die Dunkelheit der Nacht sie nicht abgehalten hätte. Sie wiegte das schreiende Kind auf den kraftlosen Armen, und sang ihm mit schwacher Stimme den Trost zu, daß es bald in der Mutter Blut seinen Durst löschen sollte. Erschöpfung und Hunger betäubten endlich Mutter und Kind, sie sanken beide in einen Zustand, der der Ohnmacht ähnlicher war, als dem Schlummer.

Babet lag auf ihren Knien, und weinte und betete, auf das Ruder gestützt, welches sie nicht mehr zu regieren vermochte. — Der siebente Tag brach an — eine freundliche Morgenröthe schimmerte auf den Wellen. — Als der Sonnenrand über das Meer trat, schaute Babet auf — und siehe, ein Schiff schwankte in geringer Entfernung vorüber.

Ein Schiff! Ein Schiff! kreischte sie den Schlummernden zu. — Franziska schlug die Augen auf — erblickte das schwellende Segel — vergaß ihre Ohnmacht, hielt den Säugling hoch in die Luft, und schrie Hilfe! Hilfe! — Babet riß das Tuch vom Busen, band es schnell an das Ruder, und ließ es in den Wind flattern. Es währte lange, ehe man vom Schiffe diese Zeichen gewahr wurde; ihre Angst war unaussprechlich. — Doch endlich — o Gott! wer malt das Entzücken dieses Augenblickes! — endlich wird eine Flagge aufgezogen, und das Schiff wendet sich.

Die beiden Freundinnen sinken einander stumm in die Arme, und finden wieder Thränen in den hohlen vertrockneten Augen.

Immer näher und näher schwankt das Schiff, immer kleiner und kleiner wird der Raum, der das Boot von ihm trennt. Jetzt treibt ein leichter Windstoß es dicht unter seinen Bord — Franziska hebt die Augen auf — und siehe, der Schutzgeist mit dem Vergißmeinnicht lächelt auf sie herab. Zu gleicher Zeit tönt ein Schrei des Entsetzens vom Schiffe; ein Mann will sich in die Wellen stürzen — drei Matrosen vermögen kaum den Wahnsinnigen zurück zu halten — Franziska's Name durchschneidet die Lüfte! — Ein ausgesetztes Boot nähert sich; man trägt sie die Schiffsleiter hinauf, und legt sie mit geschlossenen Augen in Philipp's Arme. — So lohntest du, Liebe! alle Martern der Vergangenheit, indem du den treuen Jüngling zum Retter der Geliebten erkohrst.

Franziska's Erwachen — Philipp's Entzücken — sind keine Gegenstände der Kunst. Das Schiff ankerte bald nachher auf der Rhede von Neu-Orleans, wo Franziska die beglaubigte Erzählung ihrer Leiden im Gerichtshof von Louisiana niederlegte. Man sandte ihre Aussage sogleich nach Neu-York, die Mörder ihres Gemahls wurden streng verfolgt; aber es sei nun, daß sie den Tod in den Wellen gefunden, oder falsche Namen angenommen, man hat nie wieder etwas von ihnen gehört.

Sobald Mutter und Kind sich erholt hatten, führte

Philipp sie selbst in die Arme des wackern Greises, den die Angst um seine Tochter auf das Krankenbette geworfen hatte. Die Freude, seinen Enkel zu umarmen, und Franziska's Hand in die Hand seines Pflegesohnes zu legen, war die letzte, die das Schicksal ihm hienieden aufgespart hatte. Er hinterließ Philipp Renaud als den Erben seiner Reichthümer, seiner Redlichkeit und des stillen häuslichen Glücks, welches sein kostbarster Schatz gewesen war.

Babet theilte die Liebe und den Wohlstand ihres Bruders, und war die zweite Mutter seiner Kinder. Jede Bewerbung wies sie von sich, denn sie liebte nur Einmal. Noch im Alter kostete ihr diese Liebe manche Thräne, als sie erfuhr, daß Lauraguais unter Robespierre's Tirannei den Tod gefunden hatte.



Anekdoten.

Die Witwe.

In einer türkischen Provinz, wo es noch Anhänger der Lehre des Brama gibt, läßt man diese friedlichen Menschen zwanglos ihr Gelübde bekennen; nur die Fantasie der Witwen, sich auf den Scheiterhaufen ihrer Männer zu verbrennen, kann nicht ohne vorhergehende Erlaubniß des Pascha befolgt werden; eine freilich unbequeme Einschränkung, da diese Erlaubniß, zu großem Skandal der Indianer, fast immer versagt wird. Ein Bramin starb, und seine Witwe ging zum Pascha, um sich die Ehre verbrannt zu werden, auszuwirken. Sie war jung und hübsch. So ein Pascha begreift nun wohl, daß man eine junge hübsche Frau küßt oder kauft, aber nicht, daß man sie verbrannt; er schlug also die Bitte rund ab. Sie flehte, weinte — vergebens! Sie schimpfte, wüthete — umsonst! — »Was!« rief sie aus, »man will eine ehrliche Frau beschimpfen? ich hätte eine Mutter, zwei Schwestern und drei Tanten, die verbrannt worden, und ich sollte es nicht sein?« — Sie wollte fort; sie wollte sich allen Pascha's zum Trotz dennoch umbringen! — Elender! sagte der Pascha zu einem Fakir, der dabei stand, und die junge Witwe mit vielem Interesse zu beobachten schien. »Elender! du bist es vielleicht, der ihr durch seinen Fanatismus, oder gar durch Bezau-

berungen, den Kopf verdreht; nimm dich in Acht! dein Leben haftet für das ihrige.»

»Gnädigster Herr,» versetzte der Fakir gelassen, »ich habe nie ein Wort mit dieser Frau gewechselt, und ihr Verlangen ist so natürlich, einer wohlerzogenen Person so anständig, daß ich mich wundere, wie Ew. Excellenz glauben können, sie habe dazu noch Aufmunterung nöthig gehabt? Es kommt mir allerdings hart vor, eine Frau, die Lust hat, sich wieder mit ihrem Gatten zu vereinigen...» — »Wie?» rief die Witwe, »vereinigen?» »Nun freilich.» — Davon haben mir die Braminen nichts gesagt. Meinst du wirklich, ich werde meinen Gemahl dort wieder finden? — »Ohne Zweifel.» — Sie schwieg, und that sich kein Leid, ja man behauptet, sie habe mit vieler Resignation in dem Serail des Pascha den Zeitpunkt abgewartet, der sie mit dem Seligen vereinigen sollte.

Tugendlohn.

Malesherbes erkletterte einst einen Felsen in den Pyrenäen, und wurde plötzlich, einige Schritte weit von sich, einen Offizier, den Chevalier Inegans, gewahr, der einige Mineralien in der Hand wog. Der Weise in einer kurzen Jacke, mit dem Knotenstock in der Hand, und mit zerris-

ſenen Kamaſchen, trat ohne Umſtände näher, nahm einen Stein aus des Offiziers Hand, betrachtete ihn und ſagte: es iſt ein Baſaltfragment, und allerdings ſelten in dieſer Gegend. Die Dragoner in des Ritters Gefolge fanden den Bauer aus den Pyrenäen impertinent. Das Geſpräch über die Naturwunder wurde indeſſen fortgeſetzt. Malesherbes ſchöne Seele entwickelte ſich; man fiel auf andere Materien, und endlich auch auf den Hof Ludwigs XIV. — »Ach! reden wir nicht davon,» ſagte der Offizier; »Ludwig hatte nur Einen redlichen Miniſter, den die Feinde des Thrones bald genug verdrängten.» — Der war? — »Sein Name iſt in aller Herzen: Malesherbes.» — Den meinen Sie? mich dünkt, er war am Hofe gar nicht an ſeinem Platze; es fehlte ihm die nöthige Form. — »Was Form! einen Mann von Tugend und Genie bedürfen die Völker; das Uebrige findet ſich leicht.» — Monſieur hat vermuthlich den Miniſter genau gekannt? — »Nur durch ſeinen Ruf.» — Der Ruf lügt oft. — »Hier nicht, hier wahrlich nicht! Aber Sie, mein Herr Naturforſcher, Sie ſcheinen Malesherbes nicht zu lieben, und das thut mir leid, denn Sie ſcheinen ſonſt ein ganz guter Menſch zu ſein. — Herr Chevalier, ich habe gute Urſachen, dem Manne nicht zu ſchmeicheln. — In dieſem Augenblicke kam der Bediente von Malesherbes dazu, und nannte zufällig ſeines Herrn Namen. Der Ritter ſtutzte: »Mein Herr,» ſagte er mit großer Ehrfurcht, »das Räthſel iſt gelöſt. Es gab

nur einen Mann in Europa, dem es erlaubt war, Böses von Malesherbes zu sprechen.»

Der Grenadier.

Ludwig XV. hielt einst Revüe über seine reitenden Grenadiere; in seinem Gefolge befand sich auch der englische Gesandte. Der König hielt vor einem Grenadier, dessen Gesicht ganz von Narben zerfetzt war, und sagte zu dem Engländer. »Bekennen Sie, Herr Ambassadeur, daß es diesen Leuten auf dem Gesicht geschrieben steht, daß sie die bravsten Truppen in Europa sind.» — Aber Sire, erwiederte der Engländer, was werden Ew. Majestät von denen sagen, welche diese Wunden schlugen? Der König, von der treffenden Antwort überrascht, schwieg betreten. Da brach der Grenadier das militärische Schweigen, und murmelte unwillig zwischen den Zähnen: die sind todt.

Kunst-Keim.

In einem Saale des Luxembourg, wo man gewöhnlich die Lotterie zog, trat auf einem Liebhabertheater ein junger Mann zum ersten Mal als Orosman in der Zaire auf.

Man fand, daß er ganz abscheulich spiele und noch obendrein sehr häßlich sei. Eine einzige Dame hatte den Muth, sich dem Strom von Verdammungsurtheilen entgegen zu stemmen, und sogar zu behaupten, er werde einer der besten Schauspieler seiner Zeit werden. Man spottete ihrer, aber sie beharrte bei ihrer Meinung. — Und wer war denn der junge häßliche, ungeschickte Mensch? — Le Kain.

Ersatz.

Ein wackerer englischer Schiffskapitän, Foote, der bei den gefahrvollsten Expeditionen gewesen ist und zwei und zwanzig Jahre dient, hielt sich zwar während dieser langen Zeit kaum zwei bis drei Jahre am Lande auf, fand aber doch Muße genug, sich in ein reizendes Mädchen zu verlieben, eine natürliche Tochter des Lord Harries, dessen Gemahlin die Großmuth hatte, sie auf das sorgfältigste zu erziehen. Foote heirathete sie 1765, und — was bei Seemännern aus begreiflichen Ursachen öfter vorkommt als bei Landmännern — er blieb nach der Hochzeit noch eben so verliebt als vorher. Um in den kurzen Zwischenräumen seiner Seereisen wenigstens ihren Umgang so viel möglich zu genießen, kaufte er ein Landgut zwischen Portsmouth und Southampton; denn er war bei der Kanalflotte angestellt. Sie gebar ihm zwei Kinder. Im September 1801

reisste er nach Indien, und empfahl seine Familie dem Lord und der Lady Harries. Seiner Frau hinterließ er unbeschränkte Vollmacht, auf seinen Vater Geld zu ziehen, so viel sie wolle und brauche. Vor kurzem kam er zurück, fand sein Vermögen verschwendet, und seine Frau in den Armen eines gewissen Jones. Er verklagte den Räuber, der von der Jury zu einem Ersatz von fünftausend Pfund Sterling verdammt wurde. — Ja, wenn es eine Jury gebe, die zum Ersatz vernichteter Liebe verdammen könnte!

Grabschrift.

In Neulondon in Amerika findet man auf einem Grabstein folgende Inschrift: Am zwanzigsten Oktober 1781 setzten viertausend Engländer diese Stadt in Blut und Flammen; siebenhundert Amerikaner vertheidigten das Fort einen ganzen Tag lang; erst Abends gegen vier Uhr wurde es eingenommen. Der Kommandeur der Belagerten übergab seinen Degen einem Engländer, der ihm niederstieß; alle seine Kameraden mußten über die Klinge springen. Dann ward eine Linie von Pulver aus dem Magazin des Forts bis an das Meer gestreut, um sie dort anzuzünden, und so das Fort in Luft zu sprengen. Wilhelm Hotman, der mit drei Bajonnetstichen im Leibe nicht weit davon lag, sah das, und sagte zu einem seiner

verwundeten Freunde, der auch noch lebte: wir wollen versuchen, uns bis zu dieser Linie zu schleppen; wir wollen das Pulver mit unserm Blute durchnässen, so werden wir mit dem wenigen Leben, das uns noch übrig ist, das Fort, die Magazine, und vielleicht auch noch einige Kameraden retten, die blos verwundet sind. — Er allein hatte die Kraft, dies edle Vorhaben auszuführen. Im dreißigsten Jahre starb er auf dem Pulver, das er mit seinem Blute überschwemmte. Sein Freund und noch sieben seiner verwundeten Gefährten erhielten dadurch ihr Leben. — (Nach dieser einfachen Erzählung liest man bloß in größerer Schrift noch folgende Worte:) — Hier ruhet Wilhelm Hotman.

Stolz auf Verwandtschaft.

Eine Schwester von Descartes sprach mit Stolz von ihren übrigen Brüdern, welche in verschiedenen Aemtern standen, und mit einer Art von Bedauern von ihrem Bruder, dem Philosophen, weil er, wie sie sagte, der einzige sei, der ihre Familie herabwürdige. — Es lebten einst zu London zwei Visitandinen, die Pocquelin hießen, und mit Moliere, der bekanntlich diesen Namen führte, verwandt waren. Sie schämten sich ent-

setzlich, unter den Gliedern ihrer Familie auch den Verfasser des Tartüffe nennen zu müssen. Sie hatten sich jährlich an einem gewissen Tage ein freiwilliges Fasten auferlegt, um diese Verwandtschaft abzubüßen. — Eine Nonne des Magdalenen-Klosters hingegen glaubte sich mit Voltaire verwandt und war stolz darauf, so bescheiden sie auch sonst war. Sie schrieb ihm sogar einmal einen Brief und empfahl ihm einen Unglücklichen, den man wider Willen zum Priester machen wollte. Voltaire schickte ihr fünfhundert Livres und schrieb ihr dabei einen allerliebsten Brief, worin er aber freilich die Verwandtschaft sowohl, die ihm ganz etwas neues war, als auch den jungen Menschen, der keinen Beruf zum Priesterstand hatte, ein wenig persiflirte. Die gute Nonne zeigte dessen ungeachtet den Brief Jedermann mit großem Triumphe.

Geographie.

Wie nothwendig es für junge Frauenzimmer ist, sich nicht bloß auf derjenigen Landkarte zu orientiren, welche einst Breitkopf in Leipzig vom Lande der Liebe drucken ließ, mag folgende Anekdote beweisen, welche sich vor zwei Jahren wirklich zugetragen hat.

Zwei arme junge Mädchen in Newcastle erhielten einen Brief von einem alten reichen Oheim in Peterborough, der

sie einlud, so bald als möglich zu ihm zu kommen, weil er sein Ende nahe fühlte, und sie zu Erbinnen einsetzen wolle, unter der Bedingung, daß sie ihn die wenigen letzten Tage seines Lebens noch pflegen, und ihm dann die Augen zudrücken möchten. — Die erfreuten Schwestern erkundigen sich sogleich, wo Peterborough liegt, gerathen aber unglücklicher Weise mit dieser Nachfrage an einen Menschen, der eben so unwissend war als sie selbst. »O,« sagt er, »es trifft sich sehr glücklich, daß gerade einer meiner Freunde, ein Schiffskapitän, segelfertig ist, um nach Petersburg zu steuern; ihm will ich Sie empfehlen, bei ihm sind Sie sehr gut aufgehoben.« — Er hält Wort. Die Mädchen nehmen Abschied von allen Bekannten. Da in Petersburg bekanntlich eine sehr große englische Faktorei befindlich ist, so findet es niemand unwahrscheinlich, daß sie daselbst einen Oheim haben. Sie reisen ab, kommen an, fragen vergebens, werden von ihren dortigen Landsleuten auf die Spur ihres Irrthums gebracht, schämen sich, leiden Mangel, und sind in vielfacher Verlegenheit, bis sich endlich ein Schiffer aus Hull über sie erbarmt, und sie wieder mit zurücknimmt. Am zweiundzwanzigsten November des verflossenen Jahres kamen sie wohlbehalten in England wieder an, setzten sich auf eine Landkutsche, und fuhren nunmehr, nachdem sie diesen kleinen Umweg gemacht hatten, die gerade Straße nach Peterborough. Ob sie ihren Oheim noch am Leben fanden, weiß man nicht.



Die Einschläferer.

In den letzten traurigen Zeiten der französischen Anarchie gab es bekanntlich eine Bande von Räubern, die man Chauffeurs (Einheitzer) nannte. Geschickter, aber weniger grausam waren die Endormeurs (Einschläferer) die etwa zwanzig Jahre vorher ihr Unwesen trieben. — Einst spazirte ein Gelehrter in einem öffentlichen Garten, ein wohlgekleideter Mann nahete sich ihm und schüttelte ihm die Hand. »Kennen Sie mich nicht?» — Nein, mein Herr — »Ich bin ein Kaufmann aus Lille, wo ich Sie vor sieben Jahren gesehen habe.» — Kann wohl sein; ich war vor sieben Jahren dort, erinnere mich Ihrer aber nicht. — Der Fremde zog eine Tabaksdose aus der Tasche: »Beliebt Ihnen?» — Ich danke, ich schnupfe nicht. — »Mich dünkt doch, Sie schnupften vormals?» — Ich habe mir's abgewöhnt. — »Aber wie können Sie mich so ganz vergessen haben? Wir waren ja zusammen im College d'Harcourt. Besinnen Sie sich nur, ich verlasse Sie einen Augenblick.» — Der Unbekannte ging und der Gelehrte setzte seinen Spazirgang fort. Nach einer halben Viertelstunde erschien der Fremde schon wieder, führte dieselben Reden, und präsentirte auch zum zweiten Mal Tabak. — Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich nicht schnupfe. — »Verzeihen Sie, ich hatt' es vergessen. — Hierauf lud der Unbekannte ihn

zum Souper; aber der Gelehrte, dem sein alter Schulfreund immer verdächtiger wurde, und der gerade ein Paar Damen von seiner Bekanntschaft in der Ferne erblickte, ergriff diese Gelegenheit, sich von ihm los zu machen. »Ich war kein Narr,« sagte er zu den Damen, »daß ich Tabak von einem Menschen angenommen hätte, der wohl gar ein Endormeur sein kann. Ich sagte ihm, ich schnupfe nicht. Hätte er freilich gewußt, daß ich erst gestern eine Dose für fünfzig Louisd'or gekauft habe. — Ei! lassen Sie doch sehen! rief eine der Damen. Der Gelehrte griff in die Taschen — Die Dose war weg. An ihrer Stelle fand er ein Zettelchen mit folgenden Worten: Da der Herr Doktor keinen Tabak mehr schnupfen, so brauchen Sie auch keine Dose.

Distinguo.

Ein Superintendent, der zugleich Oberinspektor über einen Freitisch war, ärgerte sich oft über einen Kandidaten, der sich angewohnt hatte, bei jeder Gelegenheit Distinktionen zu machen, und sie allemal mit dem Worte distinguo anzuheben. »Ei, zum Henker mit Ihrem distinguo!« fuhr der Superintendent einmal heraus; und, um den Kandidaten in Verlegenheit zu bringen, setzte er hinzu: »sagen Sie mir doch, kann man auch mit Suppe tau-

sen?" Distinguo! erwiederte der Kandidat; mit Ihrer Suppe? nein. Aber mit der vom Freitisch? o ja!

Anekdote von Friedrich dem Großen.

Als 1779 der Krieg beschlossen und jede ministerielle Unterhandlung bereits abgebrochen war, machte der kaiserliche Hof noch einen letzten Versuch, um seinen Zweck zu erreichen, indem er den Herrn von Thugut in das preußische Lager sandte, um dem Könige persönlich die Sache vorzustellen. Friedrich empfing ihn kalt, sagte, er habe keine Geschäftsmänner um sich, und überdies sei die Materie auch schon durch den Grafen Finkenstein erschöpft worden. Herr von Thugut ließ sich nicht abschrecken. Er hatte eine große Rolle Papiere mit sich gebracht, die durch einen Bindfaden zusammen gehalten wurde. Er löste den Bindfaden, kramte seine Papiere emsig aus, sprach viel, und mit Wärme. Da er aber gewahr wurde, daß der König ihm immer nur einsilbig und kühl antwortete, packte er seine Papiere endlich wieder zusammen, und empfahl sich ohne Trost.

Als er kaum mit zögernden Schritten die Thür erreicht hatte, hörte er plötzlich den König hinter sich herkommen, und wendete sich schnell und freundlich um, in Hoffnung, daß Friedrich sich anders besonnen habe. Da stand der

Held vor ihm, mit dem Bindfaden in der Hand, den Herr von Thugut vergessen hatte, und sagte lächelnd: Tenez, Monsieur Thugut, je n'aime pas le bien d'autrui.

Dichter-Neid.

Crebillon liebte Racinen nicht, und haßte Boileau; denn beide hatten ihn oft gemißhandelt. Als Boileau einst krank war, schlug ihm einer seiner Freunde vor, den Rhadamiste vorzulesen, der eben die Presse verlassen hatte. »Ei, mein Freund,« versetzte der Satyrikus, »werde ich denn nicht ohnehin bald sterben? die Pradons und die Boyers, über welche wir uns so oft lustig gemacht haben, waren ja Adler gegen diesen Zaunkönig.« — Die Nachwelt hat den großen Kritikus Lügen gestraft. So wird es auch manchem unserer heutigen übermüthigen Kritikaster ergehen.

Seltsame Reise.

Die Einwohner von Zürich und Straßburg waren von alten Zeiten her befreundet, und gaben einander gern Beweise ihrer Zuneigung. Einst, gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, erfuhren die jungen Züricher, daß die

Straßburger Bogenschützen auf einen gewissen Tag ein Fest feiern würden. Sogleich beschlossen siebzehn kühne Jünglinge, ihre Freunde in Straßburg zu überraschen; aber sie wollten nicht mit leeren Händen kommen, sondern auch eine Schüssel zum Schmause liefern, und zwar eine warme Schüssel. Man rechnet von Zürich bis Straßburg fast fünfzig französische Meilen, und es war daher allerdings keine leichte Aufgabe, den Kessel voll Suppe, die in Zürich gekocht worden, so schnell nach Straßburg zu transportiren, daß, wenn man sich auch dort nicht gerade den Mund an der Suppe verbrennte, sie doch auch nicht kalt befunden würde. Die siebzehn kecken Bursche schifften sich in ein Boot auf der Limmat ein. Der Suppenkessel stand in der Mitte des Boots, ringsum mit Heu umgeben, damit er sich weniger schnell abkühlen möchte. Der Strom ist reißend, und erlaubt gewöhnlich nur den Gebrauch des Steuerruders; aber die Wagehälse ergriffen sämmtlich die Ruder, und beim fröhlichen Schall einer militärischen Musik ruderten sie noch obendrein frisch darauf los. So erreichten sie bald die Aar; aus der Aar schwammen sie in den Rhein, und siehe! sie langten unter großem Jubel mit einer lauwarmen Suppe in Straßburg an.

Man muß gestehen, daß diese Expedition ohne Kopf, aber mit viel Herz unternommen worden; auch hat man dieselbe durch ein Gedicht verewigt, welches jetzt als eine literarische Seltenheit betrachtet wird.



Miszellen.

Paradoxen.

Ein gewisser Claude-Roucher-Deratte hat ein Buch geschrieben, welches er Allerlei (mélanges) aus der Physiologie, Physik und Chemie betitelt, und worin er eine neue Theorie des elektrisch-animalischen Fluidums aufstellt. Durch diese Kraft, meint er, sympathisiren die Organe eines Menschen mit denen eines andern, so, daß unter gewissen Voraussetzungen (z. B. der Erweckung der Aufmerksamkeit oder der Gedanken, einer mäßigen Entfernung u. s. w.) Paul es fühlt, wenn Peter sich stark in den Arm zwickt, obgleich Paul den Peter weder sieht, noch etwas vom Zwicken weiß. Sieht Peter ein prächtiges Gemälde im hellen Tageslicht, so sieht es auch Paul im Dunkeln mit zugedrückten Augen. Hört der eine den Schlag einer Uhr an seinem Ohr, so hört ihn auch der andere, wenn er gleich fünfzig Metern davon steht; der Geruch einer Blume, der Saft einer Orange, von jenem gerochen und gesogen, riecht und saugt dieser mit — der einzige Unterschied ist, daß die Eindrücke, die der letztere empfängt, schwach sind. Das Gehirn soll vorzüglich dieses elektrische Fluidum enthalten, und das Hauptorgan aller jener Wunder sein. Aber auch die übrigen Organe haben gleiche Verhältnisse zu einander, und so kann — (welch ein gefährliches Geheimniß!) — der

Gedanke eines Menschen, ohne Wort oder Zeichen, einem andern mitgetheilt werden. Diese sympathetischen Wirkungen vergleicht der Verfasser mit den bekannten physiko-harmonischen, wo z. B. gleich-bezogene und gestimmte Saiteninstrumente mit klingen, wenn man eins tönen läßt. — Aber auch außer der Sympathie schreibt der Verfasser dem elektrischen Fluidum noch eine Menge der wichtigsten Wirkungen zu. Es ist, behauptet er, die mechanische Ursache des Athemholens, des Blutumlaufs u. s. w. Kurz, es ist das Prinzip des Lebens, die lebendige Flamme vom Hauch des Schöpfers entzündet; das Prinzip, aus dem man ohne Noth ein idealisches Wesen gemacht hatte, ein Geist, der sich selbst nicht kannte. Alle lebende Wesen, vorzüglich der Mensch, saugen dies Fluidum unaufhörlich ein, aus der Luft, den Speisen, den Getränken u. s. w. Das Gehirn sammelt den geschöpften Vorrath, und vertheilt ihn wieder durch das Nerven-Fluidum, um die ganze Maschine zu beleben. — Die Pflanzen schlafen, weil sie am Tage das elektrische Fluidum verloren haben. Die Sensitiva (noli me tangere) zieht sich zusammen, weil durch die Berührung plötzlich ein Theil des elektrischen Fluidums von ihr ausströmt u. s. w. — Uebrigens ist der Verfasser nicht der Erste, der so etwas behauptet; doch die Beweise sind und bleiben sehr schwer.



Prophezeiung.

In den Mélanges tirés d'une grande bibliothèque, die vor mehr als zwanzig Jahren herausgekommen, sagt der Marquis de P. (nachdem er vorher von den astrologischen Büchern des sechzehnten Jahrhunderts gesprochen): er besitze ein köstliches Manuscript solchen Inhalts aus jener Zeit. Außer einer Menge Horoskopen liefert es unter andern die Prophezeiung, daß das Jahr 1800 für Frankreich sehr wichtig sei, daß von 1850 bis 1860 es auf dem höchsten Gipfel seines Glanzes stehen werde; daß das Jahr 1804 dem Muhamedanischen Reiche und dessen Religion drohe; daß bei den Begebenheiten von 1824 Spanien sehr interessirt sei, u. s. w. Auch eine England betreffende Prophezeiung kommt vor, über die sich der Marquis aber nicht deutlich herausläßt. Vermuthlich mußte er politische Rücksichten nehmen. Jetzt, da diese wegfallen, wäre es eine Befriedigung der Neugierde, wenn man in Frankreich sich die Mühe nehmen wollte, dieses Manuscript, wenn es nicht während der Revolution verloren gegangen ist, nachzusehen, und daraus bekannt zu machen, was das verflossene und angetretene Jahrzehend betrifft. Hat der Prophet von den Jahren 1790 bis 1800 nichts zu verkünden gewußt, so haben ihn seine Gestirne übel bedient und er verliert allen Glauben, wie jener sächsische lutherische Prediger, dessen der Marquis gleichfalls erwähnt.

Der gute Mann soll 1544 gelebt und Stiffel geheißen haben. Er kam auf den Einfall, auszurechnen, wie lange die Welt noch stehen würde, und fand, daß sie im nächsten Jahre unfehlbar untergehen müsse. Sogleich verkündete er seinen Bauern diese schreckliche Neuigkeit von der Kanzel. Die erschrockenen Pfarrkinder beschlossen, weil es nun einmal nicht anders wäre, alle Arbeit liegen zu lassen, und ihr bischen Vorrath aufzuzehren. Sie verschmausten also ihre Ochsen, Schweine und Hühner; mit ihren Tischen, Bänken und Schränken machten sie sich warme Oefen. Endlich brach der merkwürdige Tag an. Pastor Stiffel bestieg die Kanzel, und ermahnte seine Zuhörer zur Ergebung. Unterdessen rollte die Welt immer sachte fort. Glücklicher Weise brach aber gerade ein starkes Gewitter herein, und nun schien die Prophezeiung ihrer Erfüllung nahe. Alles erwartete auf den Knien den letzten Gnadenstoß. Statt dessen erschien der Regenbogen, der Himmel klärte sich auf, die betrogenen Bauern sahen einander an, brachen in Wuth aus, wollten den Seelenhirten todt schlagen; aber er hatte sich weislich davon gemacht, und war zu Luther geflohen, der ihm bewies, daß er ein Narr sei, und der den Herzog von Sachsen bewog, die getäuschten Bauern zu unterstützen. Stiffel glaubte indessen immer noch, er habe sich blos um einige Jahre verrechnet, und auf diesen Glauben starb er auch 1567. — Auch von den astronomischen Schriften eines andern Schwärmers, Antoine Mizaut, gibt der Marquis de P. Nachricht. Dieser

Mann behauptete unter andern die Möglichkeit, aus einem Planeten in den andern zu reisen, und schrieb auch ein Buch unter dem Titel: Die Geheimnisse des Mondes, nützlich und ergetzlich zu lesen. — Heut zu Tage hat Herr Amtmann Schröter in Lilienthal von den Geheimnissen des Mondes, so weit es einem Sterblichen möglich ist, den Schleier abgerissen.



Der isländische Kristall.

Schon längst war bekannt, daß der isländische Kristall eine doppelte Strahlenbrechung hat, und folglich den Gegenstand, durch ihn betrachtet, zweimal darstellt. Diese Eigenschaft hat Rochon benutzt, indem er ein Prisma von diesem Kristall in einem Sehrohr anbringt, und zwar beweglich, daß es dem Auge nach Gefallen näher oder entfernter geschoben werden kann, wodurch folglich die doppelten Bilder sich einander nähern oder von einander trennen. Schiebt man das Prisma so, daß die Bilder sich eben berühren, so kann man auf der Außenseite des Sehrohrs, auf welche ein Maßstab gegraben ist, beobachten, wie vielmal die Distanz des beobachteten Gegenstandes den Durchschnitt desselben enthält. Kennt man auf diese Weise die Distanz, so kennt man auch die Größe des Durchschnitts, und umgekehrt. Gesetzt, man

erblickt in der See ein Schiff, dem man sich nähern, oder das man vermeiden will, so betrachtet man es nur durch dieses Sehrohr, und zwar so, daß die zweifachen Bilder dieses Schiffes sich eben berühren. Nähert man sich dem Schiffe, so werden die beiden Bilder bald in einander greifen; entfernt man sich aber, so werden sie sich trennen. Kann man vollends etwa, aus der erkannten Größe des Schiffes, die ungefähre Größe seines Mastes beurtheilen, so darf man wiederum nur die beiden Bilder des Mastbaumes in Berührung bringen, um zu wissen, wie viele Mastlängen man von dem Schiffe entfernt ist. — Will man am festen Lande einen feindlichen Trupp beobachten, so bringt man die doppelten Bilder desselben dergestalt in Berührung, daß die Füße des einen auf den Köpfen des andern stehen. Nimmt man nun an, daß jeder Soldat etwa fünf Fuß und einige Zoll hoch ist, so erfährt man durch ein solches Sehrohr, wie vielmal fünf Fuß und einige Zoll der Raum mißt, der uns vom Feinde trennt. — Buonaparte hat den Versuchen mit diesem Sehrohr selbst beigewohnt, und, von dessen Nutzen durchdrungen, sogleich eine Menge dergleichen zu verfertigen befohlen. Rochon wendet ihren Gebrauch auch auf die Astronomie an, um die Durchmesser der Planeten dadurch genauer zu bestimmen. Das erste Sehrohr des National-Observatoriums wird mit einem solchen Prisma versehen werden.



Es geschieht nichts Neues unter der Sonne.

Wenn die Arroganz eines Schelling, Schlegel, Röschlaub und Konsorten manchen Leuten so außerordentlich vorkommt, so beweist das blos, daß sie in der ältern Literatur nicht bewandert sind. Es ging vormals nicht um ein Haar besser zu, als jetzt; zu allen Zeiten hat es Wespen gegeben, die sich für Bienen, und Borkenkäfer, die sich für Schmetterlinge hielten.

Als die Wiedergeburt der Wissenschaften im Occident begann, da wurden auch die Kritikaster bald so unverschämt, daß die Unwissenheit der Mönche nur ein kleines Uebel dagegen war. Argyrophilus aus Konstantinopel, der in Italien den griechischen Sprachmeister machte, behauptete geradezu: Cicero habe weder Philosophie noch Griechisch verstanden. Lascaris, sein Landsmann, bewies, der Sänger der Dido sei kein Dichter gewesen. Bald darauf quälte sich ein französischer Kritikus, um darzuthun, daß Aristoteles im Griechischen, und Titus Livius im Lateinischen nur ein Schüler gewesen, und daß der Geschichtschreiber Josephus kein Hebräisch verstanden habe. Hermolaus Barbarus pflegte sich zu rühmen: er habe den Teufel citirt, und mit ihm über die Entelechie des Aristoteles gestritten, wobei der Teufel sehr schlecht bestanden habe. Ein anderer Kritikus, dessen Balzac erwähnt, sagte ganz bescheiden, daß einen gewissen Vers in Persius niemand verstehe, als Gott und

er. (So hat der Verfasser selbst einst Herrn A. W. Schlegel behaupten hören, daß **vor** ihm noch Niemand den Shakespeare verstanden habe.) Die ungeheure Eitelkeit der beiden Scaliger ist bekannt. Joseph (der Sohn) war ein Virtuos im Schimpfen, trotz Röschlaub. Er nannte seine Feinde sehr zierlich stercus diaboli, lutum stercore maceratum, Ausdrücke, von deren Uebersetzung man mich gern dispensiren wird, denn sie sind noch ein wenig stärker als Schelling's **todte Hunde**.

Als einst ein Buchhändler den **Julius Scaliger** wollte in Kupfer stechen lassen, schrieb ihm dieser (und der Brief ist noch wirklich vorhanden), daß, wenn auch der Kupferstecher die verschiedenen Grazien eines Masinissa, Xenophon und Platon mit einander vereinigen könne, er dem Publikum noch immer ein schwaches, unvollkommenes Bild von seiner werthen Person liefern werde. — Salmasius befand sich einst auf der königl. Bibliothek mit zwei andern Gelehrten, deren einer die Bemerkung machte: daß sie drei zusammen wohl den sämmtlichen Gelehrten in Europa die Spitze bieten könnten. »Geht ihr Beide nur auch noch zur andern Partei über,« erwiederte Salmasius; ich **allein** biete euch allen die Spitze.«

Diese wenigen Beispiele werden hinreichen, zu beweisen, daß man unsern neuern Philosophen und Aesthetikern großes Unrecht thut, wenn man behauptet, sie wären arroganter, als man jemals gewesen sei. Es fragt sich nur noch, ob ihre Namen nach Jahrhunderten auch noch so berühmt sein

werden, als der des Hermolaus Barbarus, den kein Mensch kennt. Es ist zu bedauern, daß die Bemühungen aller jener großen Männer nicht im Stande gewesen sind, den gemeinen Cicero, den elenden Aristoteles u. s. w. vergessen zu machen; aber noch weit schrecklicher wäre es, wenn es auch dem Herrn Schlegel und Kompagnie nicht gelingen sollte, Virgil, Wieland, Voltaire u. s. w. von ihren usurpirten Thronen zu stoßen, und wenn etwa gar nach fünfhundert Jahren wieder ein Freimüthiger käme, der sich des Namens Schlegel blos als eines Exempels bediente, um das stark ausgedrückte Selbstgefühl seiner Zeitgenossen zu entschuldigen.



Aussprüche der Minnegerichte aus alten Handschriften von Baron Aretin.



Mit einem allerliebsten Kupfer, wo Amor auf dem Richterstuhle sitzt. Wer hat nicht einmal etwas von den Minnegerichten gehört, die Jahrhunderte hindurch geblühet haben, bei denen die vornehmsten Damen Richterinnen, und die geehrtesten Männer Beamte waren? — Herr v. A. hat ihre Aussprüche mit historischer Treue gesammelt. Schade, daß die schöne Welt, indem sie auf Einer Seite durch das hohe Interesse der abgehandelten Liebesfragen angelockt, auf der andern durch zu viel Gelehrsamkeit abgeschreckt wird!

Hier sind einige der merkwürdigsten Fragen und Entscheidungen. 1) Wenn der Liebende von der Geliebten Erlaubniß begehrt, eine andere neben ihr zu betrauten, und sie ertheilt ihm diese Erlaubniß, er aber macht keinen Gebrauch davon, indem er die andere nur versuchen wollen: darf die Geliebte ihn deshalb verstoßen? — Der Fall wurde wirklich vor das Minnegericht gebracht, und die Geliebte behauptete (wie mir deucht mit großem Recht), es sei schon genug, den Bund der Minne zu trennen, wenn man eine solche unziemliche Erlaubniß auch nur begehre. Aber die Lutzen-Königin entschied: »der Buhle solle wieder zu Gnaden angenommen werden, es sei denn, daß er seine Treue wirklich gebrochen habe.» — 2) Ein schönes Mädchen nahm einen Mann, und wollte darum ihrem zeitherigen Buhlen keine Freude mehr gönnen. Da sprach die edle Fürstin Narda von Narbonne das Urtheil: »die erste Liebe habe ältere Ansprüche, und können ihr diese nicht durch eine spätere Verbindung verkümmert werden.» — Ob der Herr Gemahl bei diesem Ausspruch zugegen war? In jedem Falle muß man bekennen, daß ein Liebhaber in den damaligen Zeiten eine angenehmere Rolle spielte, als ein Ehemann. — 3) Einer warf die Frage auf: ob die Liebe zwischen Eheleuten oder Buhlen größer sei? und erhielt zur Antwort: »daß zwischen Eheleuten keine rechte inbrünstige Liebe nicht sein, noch werden mag, weil in der Minne man alles einander zu Willen thue, von freiem Muth und nicht von Gebot.» — 4) Was hat der

Treulose verdient, der seine Liebe verkehrt ohne Ursache? Die Gräfin von Flandern war eine strenge Richterin, und sprach: »er soll von jeder Liebe und Minne beraubt sein, und nie wieder einer ehrbaren Frau Liebe noch Minne gewinnen. Die Verlassene aber soll einen andern nehmen, um dem Treulosen recht weh zu thun, und soll ihr das zu keiner Schmach geschätzt werden.« (Man sieht wohl, daß Damen zu Gerichte saßen.) — 5) Ob einer Frau ziemlich sei, einen neuen Buhlen zu nehmen, wenn der alte verreist ist, und sie in zwei Jahren weder Brief noch Botschaft von ihm gehabt hat? — »Mit nichten,« entschied die Gräfin von Champagne; »denn, daß er weder Boten noch Briefe sandte, das mag ihm zu großer Weisheit geschätzt werden; Briefe können verloren gehen, und Boten sind Fremde, wäre also immer das Geheimniß der Minne in Gefahr.« — 6) Ob eine Frau ihren Buhlen ausschlagen möge, wenn er im Streit seiner Glieder eins verloren hätte? — Das Minnegericht, durch den Mund der Fürstin von Narbonne, sprach: nein! »denn warum sollte eine Sache, die von Mannheit kommt, die Liebe mindern? seit doch die Mannheit der Liebe Siegel ist.« — 7) Ob ein Jüngling oder ein bestandener Mann mehr und baß zu wählen sei zu einem Buhlen? — Diese kitzliche Frage hat das Minnegericht sich nicht zu entscheiden getraut, sondern selbige an die natürlichen Meister (Naturhistoriker) verwiesen. — 8) Welche Geschenke ein ehrbares Frauenzimmer von seinem Geliebten annehmen dürfe? — Antwort der Gräfin von Champagne: Ein Lieb

mag von dem andern empfangen und nehmen Korallen, Schnüre, Haarband, Spangen von Gold oder Silber, Häftlein, Handschuhe, Aermelringe, Büchsel, Spiegel, Gürtel, Beutel, Horngefäß, Waschgeschirr, Kandel und Schrein; kurz alles, was den Leib ziert und klein ist, doch daß darin keine Geizigkeit geschehe. Ein Fingerlein (Ring) soll an der denken (linken) Hand, am minnesten (kleinsten) Finger getragen, und der Stein immer einwärts gekehrt werden, weil die denke Hand selten unziemliche Dinge berührt, und weil in dem minnsten Finger Tod und Leben des Menschen sitzt.» — Nach dem Verschwinden der Troubadours und nach Einführung eines ordentlichen Justiz-Sistems geriethen die Minnegerichte in Verfall; doch findet man noch im fünfzehnten Jahrhundert ihre Spuren. Ein merkwürdiges Beispiel einer neuern Cour d'amour hat der Kardinal Richelieu geliefert, als er im Hôtel de Rambouillet von den vornehmsten Damen, unter dem Vorsitz der pfälzischen Prinzessin Marie, nachmaligen Königin von Polen, die Frage entscheiden ließ: »ob ein wahrer Liebhaber mehr mit seinen eigenen Empfindungen oder mit denen, welche er der Geliebten einflößt, beschäftigt sein solle?» — Das bekannte Fräulein Scudery war hierbei General-Advokat.



Vertheidigung der Xantippe.

Seit undenklichen Zeiten haben die Philosophen das Vorrecht ausgeübt, den guten Ruf nach Belieben zu vertheilen, um ihre übrigen Mitmenschen weiß oder schwarz abzumalen, wenn der Vortheil ihrer Philosophie es erheischte, zuweilen auch aus bloßem Eigensinn. So ist auch wohl die arme Gattin des Sokrates zu dem bösen Rufe gekommen, der noch auf ihr haftet. Zwar hat sie schon seit zweitausend dreihundert Jahren diese falsche Welt verlassen; aber um die Ehre eines unschuldig Unterdrückten wieder herzustellen, ist es nie zu spät. Xantippe wird überall als ein Ausbund von bösen Weibern geschildert, ihr Name ist sogar zum Sprichwort geworden; ist das recht? wenn folgende Thatsachen für sie sprechen? *) — Sie war aus einer rechtlichen Familie in Athen, aber arm; Sokrates heirathete sie ohne Mitgabe. Wir wollen die Kalmückennase und die kleinen grauen Augen des Philosophen mit Stillschweigen übergehen, obgleich Plato überhaupt kein reizendes Bild von seiner Gestalt macht. Aber in dem Benehmen der Menschen gibt es charakteristische Züge, die gleichsam ihre moralische Physiognomie bilden; und von dieser wollen wir reden. — Sokrates strich vom Morgen bis an den Abend durch die Straßen, hielt die Vor-

*) Siehe **Diogen. Laert. in Socrate.**

übergehenden an, und verfolgte die Handwerker bis in ihre Buden, um ihnen zu beweisen, daß — sie nichts wüßten; und wenn sich einer unterstand, daran zu zweifeln, so nannte er ihn einen Dummkopf, focht und demonstrirte auf eine komische Weise mit den Fingern, und in wichtigen Fällen riß er sich auch wohl die Haare aus. — Seine Schüler bewunderten ihn, von den Uebrigen wurde er verachtet und verspottet, auch zuweilen ein wenig mit Füßen getreten; einen solchen ungeschliffenen Menschen verglich er denn ganz gelassen mit einem Esel. — Es ist doch wohl ganz natürlich, daß diese philosophischen Zeitvertreibe der guten Xantippe wenig Spaß machen konnten, und eine Frau, die solch einen Mann hat, darf ja wohl dann und wann üble Laune äußern? Wurde sie zornig, so blickte Sokrates mit Verachtung auf sie herab, ja er reizte sie wohl noch mehr durch Spöttereien. — Xantippe liebte die Pracht eben nicht; aber sie wußte zu leben und sie verlangte, daß man entweder gar keine Gäste bitten, oder sie ordentlich bewirthen sollte. Nichts billiger auf der Welt! Nun lud aber Sokrates eines Tages mehrere angesehene Athenienser zum Essen, und ließ kaum so viel auftragen, als für ein Drittel der Gesellschaft hinreichend war, ja noch obendrein die schlechtesten Speisen. Aber das geht ja nicht an! sagte Xantippe. »Es muß gehen,« antwortete der philosophische Ehemann ganz trocken, »sind die Gäste mäßig, so werden sie genug haben; sind sie unmäßig, so mag ich sie nicht.« — Sehr wohl, hätte sie sagen können, aber warum ladest du sie ein,

ehe du weißt, wie sie gestimmt sind? —. Einen kleinen Naturfehler hatte Xantippe freilich: ihre Sprache klang so, als ob man Steine sägt; und darum verglich der galante Herr Gemahl sie mit den Gänsen, und sagte: man ertrage die Gänse, weil sie Eier legten und Junge ausbrüteten; so mache er es auch mit seiner Frau, weil sie ihm Kinder gebäre.» — Sehr schmeichelhaft kann es denn doch der guten Frau auch nicht gewesen sein, mit einer Gans verglichen und als ein Hausthier betrachtet zu werden, das nur da sei, um die Familie zu vermehren. Hatte sie gleich keine Aussteuer mitgebracht, so war das doch kein Grund, sie so geringschätzig zu behandeln. — Eines Tages erlaubte sie sich einen kleinen Muthwillen. Als nämlich ihr weiser Gemahl mitten auf der Straße, unter einem Haufen von Philosophen, seine Sentenzen auskramte und sich die Haare ausriß, schlüpfte sie leise herbei und stahl ihm seinen Mantel von der Schulter weg. Ein schreckliches Verbrechen! — Die Zuhörer verlangten mit lautem Geschrei, er solle sie mit der Hand strafen, also vermuthlich ihr eine Ohrfeige geben. Das that der Philosoph nun zwar im Publikum nicht; aber wer weiß, wie oft es zu Hause geschehen ist! — Bekennen Sie, meine Damen, daß der weise Sokrates auch nicht immer ein großer Mann war; aber unsere heutigen Philosophen — ja das sind Männer ohne irgend eine menschliche Schwachheit. Das sokratische Schimpfen ist ihnen ganz fremd; höchstens nennen sie einander todte Hunde. (Siehe Schelling in seinem Journal.)

Das Wochenbett.

In Harlem besteht eine alte Gewohnheit, welche wohl des Nachahmens werth wäre. Wenn eine Frau in die Wochen kommt, so wird eine große Kokarde von Leinwand über die Hausthür geheftet, und alsobald darf weder Häscher noch Gerichtsdiener, oder wer sonst durch seine Gegenwart die Frau erschrecken könnte, die Schwelle betreten. Ihr Mann — wäre er auch nur der präsumtive Vater — darf in den ersten sechs Wochen nicht arretirt werden. Van Swieten, in seinen Commentaren über Boerhaven's Aphorismen, rühmt es sehr, daß die Republik so viele Aufmerksamkeit für eine Frau beweist, welche dem Staate einen Bürger geboren hat.

Sabina, oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin.

(Ein Beitrag zur richtigen Beurtheilung des Privatlebens der Römer und zum bessern Verständniß der römischen Schriftsteller, von C. A. Böttiger.)

Dieses Buch gehört zu den wenigen, welche von den verschiedensten Klassen der Leser mit gleichem Vergnügen gelesen werden. Einem Minister, der gerne stundenlang in

seinem Vorzimmer warten läßt, möchte ich rathen, zur Unterhaltung seiner Klienten blos einige Exemplare von diesem Buche auf den Tisch legen zu lassen; denn gesetzt, es kommt ein finsterer Gelehrter, oder eine hübsche junge Schauspielerin, ein tiefsinniger Alterthumsforscher, oder ein junges Malergenie u. s. w., so wird es keinem an Unterhaltung fehlen; alle werden mit Vergnügen die stolze Römerin an ihrer Toilette bewundern, sie bis zum Palankin, und gern auch weiter, wenn der Verfasser will, begleiten. Welchen mühsam gesammelten Schatz von antiquarischen Kenntnissen das Buch enthält, und wie oft vielleicht der Verfasser um einer einzigen Zeile willen stundenlange Nachforschungen in hundert Büchern hat anstellen müssen, das kann freilich nur der Gelehrte gehörig würdigen; aber was geht das auch ein gebildetes Frauenzimmer an, welches mehr als Romane liest und den Putztisch, wie das häusliche Leben ihrer Schwestern vor Christi Geburt gern möchte kennen lernen. Hier findet sie, in das Gewand einer einfachen lieblichen Fiction gekleidet, alles beisammen, was aus Dichtern, Geschichtschreibern und aus dem Schooß der Erde seit zweitausend Jahren mühsam hervorgeklaubt worden. Oft würde es ihr vorkommen, als säße sie an ihrer eigenen Toilette; oft aber auch wird sie sich in eine neue fremde Welt versetzt sehen, wird lächeln, schaudern und staunen. Vielleicht läßt auch eine unserer jungen tonangebenden Schönen sich bewegen, den Tutulus der Römerinnen nachzuahmen, welcher eine gar artige geknüpfte Haarschleife auf den Wir-

bel des Kopfes ist, die ein hübsches Mädchen allerliebst kleiden muß. Die wenigen Eitlen unter dem schönen Geschlechte lassen sich auch wohl den Brotteig gefallen, der, mit Eselsmilch angefeuchtet, vor Schlafengehen über das Gesicht gelegt wurde, und eine wunderschöne zarte Haut hervorbrachte. — Das Schnippchenschlagen wird von uns nur noch gebraucht, um Hunde zu locken; die römischen Damen hingegen ertheilten auf diese Weise ihre Befehle. — Die Schminke mußte, bevor sie aufgetragen wurde, ein junges gesundes Mädchen mit ihrem Speichel anfeuchten. Damit aber die Gebieterin auch wissen konnte, ob die Sklavin wirklich gesund sei, mußte diese vorher auf einen metallenen Spiegel hauchen und ihn der Dame zum Beriechen darbieten. Zum Putzen der falschen Zähne bedienten sich die zarten Schönen eines Mittels, das ihnen heut zu Tage wohl nicht leicht Eine nachmachen wird, nämlich des Urins von einem reinen unschuldigen Knaben. — Die wohlriechenden Salben spritzte ein Mädchen, mit einer völlig verloren gegangenen Kunst, gleich dem feinsten Staubregen, aus ihrem Munde in die Haare der Gebieterin. — Wusch diese sich die Hände, so trocknete sie wohl dieselben in den schöngeringelten Locken eines blonden Knaben ab. — Neben der Toilette lagen auch wohl, gelesen oder ungelesen, Menander's Lustspiele, oder die Liebeshändel des Anthias und der Habrokome, ein Roman von Xenophon, welcher noch existirt, und vom Baron Locella in Wien herausgegeben worden ist. Hatte die Dame nicht Lust zu lesen, so ließ sie

den Favorit-Zwerg kommen; denn diese kleinen Unholde waren so beliebt, daß man sogar durch Einpressen in eine Art von Futteralen sie künstlich zu erschaffen suchte. Der Zwerg wurde von dem Affen abgelöst, der Affe von dem griechischen Haus-Philosophen, dieser hinwiederum von dem Malteser-Hündchen oder wohl gar von der Favorit-Schlange! Denn auch mit Schlangen waren die römischen Damen vertraut, ließen um den schönen Hals sie ringeln, oder verbargen sie im Busen, um der Kühlung willen. — Wollten alle diese Mittel die lange Weile nicht vertreiben, so gab es noch ein letztes untrügliches: die Blumenhändlerin oder Kranzflechterin wurde hereingelassen; ein Kranz, von dem Geliebten übersandt, vertrat die Stelle unserer Liebesbriefchen, und wurde oft durch einen halbwelken Kranz, den die Schöne, selbst am Abend zuvor getragen, belohnt; zuweilen gelang es der kuppelnden Kranzflechterin wohl gar, die Dame zu einem Stelldichein in dem Tempel der Isis zu bewegen, deren Priesterinnen gar gern solchen Galanterien Vorschub thaten. — Blieb aber die Blumenhändlerin aus, und gab das der Dame üble Laune, dann Gnade Gott den armen Sklavinnen! sie mußten ohnehin mit nacktem Oberleibe bei der Toilette erscheinen, um sich, wenn es der Gebieterin beliebte, selbst mit Geißeln, aus Drath geflochten, züchtigen zu lassen; ja, wenn die Domina eine Ohrfeige geben wollte, so mußten sie noch obendrein die Backen aufblasen. — Doch schon genug, um die Leserinnen zu reizen, sich dieses Buch für

ihre Bibliothek anzuschaffen. Es ist übrigens mit einer Menge von Kupfern verziert, die alles deutlich machen, und wo man auch den Tutulus findet, den ich nochmals meinen schönen Landsmänninnen recht dringend an's Herz, oder vielmehr an den Kopf lege.

Fragmente aus des Cousin Jacques Dictionnaire neologique*).

Cabale. Sie ist die Beherrscherin der Republiken, die Seele großer Gesellschaften, das Faktotum der Volkswahlen, die Pförtnerin am Glückstempel, et caetera et caetera, und noch einunddreißigtausend fünfhundertundsechzigmal et caetera. — Boileau hat gesagt, und tausend andere vor ihm: das Geld mache Alles in der Welt; aber in Ländern, wo es kein Geld gibt, hat man statt dessen die Kabale. So war es seit Anbeginn der Welt und früher noch.

Es gibt vielerlei Gattungen der Kabale. Wer ein Amt sucht, muß sich den Machthabern empfehlen; um sich ihnen zu empfehlen, muß man sie sehen; sie lassen sich aber

*) Der bei weitem größte Theil dieses Buches interessirt die Deutschen zu wenig; es wird also wohl schwerlich übersetzt werden. Einzelne freie Auszüge, die zugleich die heutigen Sitten von Paris schildern, möchten den Lesern willkommen sein.

nicht sehen, weil sie mit Geschäften überhäuft sind; nur bei Tische haben sie Zeit, ein wenig zu schwatzen; am besten schwatzt es sich aber an einem wohlbesetzten Tische, das versteht sich; man muß sie also zum Essen bitten; siehe da eine Tafel-Kabale. Diese Gattung ist heutzutage sehr in der Mode. Das nüchterne Verdienst bekommt kein Amt. Ein guter Koch ist eine treffliche Empfehlung.

Theater-Kabale — muß jeder dramatische Autor wohl verstehen. Schreibt er keine Rolle für den Liebling des Publikums, oder für diejenige Schauspielerin, die dem Herrn Direkteur am besten gefällt; schmeichelt er nicht allen; weiß er seine Freibillets nicht klug unter die Ton-Angeber zu vertheilen, so darf er keinen günstigen Erfolg hoffen.

Das erbärmlichste Zeug wird gelobt, wenn der Verfasser zu imponiren versteht, oder wenn er der Speichellecker eines andern berühmten Schriftstellers ist. — (Sollte man nicht glauben, wir sprächen von Deutschland, und versteckten uns nur schalkhafterweise hinter den Cousin Jacques? Nein, nein, alles das steht wirklich Seite 362. Er spricht auch noch von einer Weihrauchs-Kabale in den Akademien u. s. w. Da aber unsere deutschen Akademien sich keinen Weihrauch streuen lassen, sondern ihn lieber selber streuen, so brechen wir den Artikel hier ab.)

Cabriolet — ein kleiner leichter Wagen, der, zur größten Pein des armen Fußgängers, der Kreuz und der Quer durch die Straßen hüpft. Schon vor der Revolution

klagt man laut und vergebens über diese Kobolde. Ein Ritter des heil. Ludwig wurde einst in der Straße St. Honoré von einem jungen Herrn im Kabriolet gegen die Mauer gepreßt, weil dieser, es koste, was es wolle, ein paar anderen Wagen vorbeifahren wollte; der Ritter zog seinen Degen, und spießte den übermüthigen Jüngling, wie ein Knabe einen Schmetterling. Oft war ich seitdem Zeuge von solchen Händeln, die meistens blutig abliefen.

Umsonst hat schon Ludwig XV. gesagt: »wär' ich Polizeilieutenant, ich würde die Kabriolets nicht leiden;« — umsonst hat einst das Parlament von Metz sie verboten; vergebens hat man sich geschmeichelt, daß die Revolution auch diesen schreienden Mißbrauch bändigen würde. »Der Egoismus der Großen und Reichen, rief man, ist allein Schuld daran; jetzt aber wird die Menschlichkeit siegen, und man wird das Volk respektiren.« — Lieber Gott! wenn nun etwa die Revolution uns nur andere Reiche und andere Große wieder gegeben hätte, die weit übermüthiger sind, als die vorigen? — Das würde denn wohl beweisen, daß jene doch nicht eigentlich Schuld an der Revolution waren; denn — warum ertragen wir es jetzt? —

Ich kenne sanfte liebenswürdige Männer, die mich mit in ihr Kabriolet nahmen, und im gestreckten Galopp mitten durch das Volk rasten. Ich mochte bitten und flehen, sie antworteten mir stets: es hat nichts zu bedeuten; ich verstehe zu fahren. Ob es nun aber gleich nichts zu bedeuten hatte, so warfen wir doch einmal einen

Greis, und ein andermal eine kleine wandelnde Bude um. Auch soll man mich gewiß nie wieder in ein Kabriolet locken.

Ich habe Andere gesehen, die ihren Schmerz mit dem Schrecken trieben, den sie schwangeren Weibern verursachten. Ja, ihr Ungeheuer, ich hab' es gehört, wie ihr — nachdem ihr ein armes Weib zu Boden geworfen — euch hinterdrein lachend der Geschicklichkeit gerühmt habt, mit der ihr dem erbitterten Volke entwischt seid. Ja! hätte ein edler Mann neben euch gestanden und euch den Dolch in die Brust gestoßen: wie herzlich würde ich ihn bewundert haben!

Es gibt freilich elende Menschen, die sich mitten in die Straßen stellen, mit Fleiß kein Zurufen hören, und sich streifen oder umwerfen lassen, um Geld zu erschnappen; wahr ist es auch, daß die Straßen noch immer, trotz allen Polizei-Verordnungen, mit kleinen Buden vollgepfropft sind, die ein Drittheil des Weges versperren; — aber es ist auch eben so gewiß, daß die Wuth, einander vorbei zu fahren, in wirklichen Parteigeist ausartet; ein jeder will die Afterehre (gloriole) erringen, am schnellsten zu fahren. »Man hat Geschäfte.« — Ihr Henker! haben die Fußgänger denn keine? sollen sie, indem sie mühsam das Nothdürftige suchen, den Tod finden, weil ihr, die ihr mehr als das Nothdürftige besitzt, bequem nach Ueberfluß jagt? — Gibt es denn keine Mittel gegen diesen Unfug? — Würde es nur den Kabriolets unmöglich gemacht, der Mauer zu nahe zu kommen! — »Aber dann würden wir fünf Minu-

ten länger zubringen.“ — Ei das große Unglück! Fahrt fünf Minuten früher aus; schlaft nicht so lange; frühstückt schneller; opfert etwas von eurem Vergnügen; bedenkt, daß man ohne Aufopferung weder Mensch noch Bürger ist; läßt das Volk auch für etwas gelten, so wird es die Reichen lieb gewinnen. Zu allen Zeiten waren die Fußgänger ein sehr respektabler Theil der Einwohner, und oft findet man unter ihnen Tugend, Verstand, auch wohl Geburt.

Im sechsten Jahr der Republik wurde befohlen, daß kein Kabriolet ohne Laternen, und kein Pferd davor ohne Glocke sich betreffen lassen solle. Aber was kann das helfen? sind meine Rippen weniger zerbrochen, wenn ich sie bei Licht und Glockenklang gebrochen habe? — Unter allen Verordnungen gegen die Kabriolets ist der Befehl, sie zu numeriren, bis jetzt das einzige vernünftige Mittel, aber bei weitem noch nicht zureichend.

Cadeau (Geschenk.) Das Geschenk, welches uns die Herren Revolutionsmänner mit der sogenannten Souverainität des Volkes, der sogenannten allgemeinen Wohlfahrt und dergleichen gemacht haben, erinnert mich stets an jenen Charlatan, der in einer armseligen kleinen Stadt bei Trompetenschall bekannt machen ließ, er sei ausdrücklich gekommen, um jedem Einwohner einen Thaler zu schenken. Alles strömte herbei. »Meine Herren,“ sagte der Wundermann, indem er auf eine Menge gefüllter Arzenei-Gläser deutete, »jedes Glas

von dieser köstlichen Wunderessenz kostet mir auf Ehre selbst einen Thaler und zwei gute Groschen. Ich überlasse es Ihnen für zwei Groschen, und schenke also jedem einen Thaler.»

Caffee, ein Lebensbedürfniß. Was man in Paris das Volk nennt, trinkt des Morgens Kaffee mit Milch. Ein Hallenweib, eine Lumpentrödlerin muß ihren Kaffee haben. Unsere vormaligen Patrioten, welche spartanische Mäßigkeit predigten, hatten oft in demselben Augenblicke, wo sie gegen den Kaffee deklamirten, gestohlenen Kaffee in der Tasche, den sie in der Wohnung eines Proscribirten sich zugeeignet hatten. Nie haben jene Heuchler ein Wort von dem gedacht, was sie sagten, und nie ein Wort von dem gesagt, was sie dachten. — Voltaire trank entsetzlich viel Kaffee, und wurde dennoch vierundachtzig Jahre alt. Man kennt die artige Antwort, die er einem Freunde gab, der ihm demonstrirte, der Kaffee sei ein langsames Gift. Langsam muß es allerdings sein, versetzte Voltaire, denn ich schlürfe es nun schon seit fünfundsiebzig Jahren. — In Flandern und im ganzen nördlichen Frankreich trinkt man täglich wohl bis zehn Tassen Kaffee, nur schwächer als wir. — Ein Arzt in Montpellier behauptet, (und die Erfahrung lehrt, daß er Recht hat): man müsse den Kaffee nicht zu viel brennen, wenn er gesund sein solle. Wer ihn nur lichtbraun brennt, dem bekommt er gewiß.

Caffeehaus. Ein Haus, wo man Kaffee, Liqueur,

Punsch, Limonade, auch oft gar nichts trinkt, sondern nur hinkommt, um neue Gesichter zu sehen, Neuigkeiten zu erfahren, Zeitungen zu lesen und die Zeit zu tödten. — Sonderbar, daß man diese Oerter noch Kaffeehäuser nennt, da Kaffee doch gerade dasjenige Getränk ist, welches man dort am wenigsten zu sich nimmt. Noch sonderbarer, daß die Kaffeewirthe sich Limonadiers nennen, da sie doch fast gar keine Limonade verkaufen.

Es gibt eine unendliche Menge Kaffeehäuser in Paris; man findet dort in bunter Mischung Tugend und Laster, Klugheit und Dummheit, Unart und Liebenswürdigkeit, rasende Jakobiner und ausgelassene Aristokraten. Ehemals gingen keine Frauenzimmer auf Kaffeehäuser, heut zu Tage geschieht es, doch selten ohne Begleiter, es wäre denn, daß ihr Alter, oder eine heldenmüthige Verachtung aller Vorurtheile sie vor übler Nachrede schützte.

Die meisten Limonadieren von Paris sitzen immer niedlich geputzt an ihrem Zahltisch. Viele unter ihnen sind sehr gebildet, und ahmen den guten Ton nach. Viele sind auch sehr hübsch; sie erheben dadurch ihr Kaffeehaus zum Tempel, ihren Zahltisch zum Altar, und jeder Eintretende begrüßt freundlich das niedliche Götzenbild. — Im Allgemeinen sind die Kaffeewirthe keine Revolutionsmänner. Sehr natürlich! Mußten sie nicht die einträglichsten Gesellschaften verschwinden sehen? und litten sie nicht täglich durch die niederträchtige Spionirung?

Es gibt Kaffeehäuser, die nur von alten gewöhnlichen

Gästen besucht werden. Sie kennen sich unter einander seit langer Zeit, sie sind sicher von ihren wechselseitigen Grundsätzen. Auch schweigen sie alle mäuschenstill, sobald ein Fremder hereintritt, der ihnen verdächtig ist.

Die Kaffeehäuser von Paris sind nicht schön. Man sucht jetzt vergebens darin die vormalige edle und reiche Verzierung. Papiertapeten, und nichts als Papiertapeten! Es gab eine Zeit, wo sie genöthigt waren, mit Büsten von Marat und le Pelletier, einer dreifarbigen Fahne, einem Sprüchlein zu Ehren von Jean de Bry u. dgl. m. zu paradiren. Der achtzehnte Brümaire hat die Ställe des Augias gereinigt. — Auch die Theater haben ihre besondern Kaffeehäuser; aber dort darf man den guten Ton nicht suchen. — Das Kaffeehaus de Procope war vormals berühmt. Dort versammelten sich die größten dramatischen Dichter. Dort ward entschieden, ob ein neues Stück gefallen solle, oder nicht, oft ehe man es gelesen hatte. Wer die Mitglieder des Kaffee-Prokope sich nicht geneigt machen konnte, der war, trotz allen Talenten, verloren! — Es ist der abscheulichste Despotismus, wenn eine literarische Gesellschaft sich die Rechte des Publikums anmaßt.

Cailhava, ein siebzigjähriger dramatischer Dichter, der, verfolgt und mit Ehre, seine Bahn durchlaufen hat. Die Natur selbst scheint ihn zum Schauspieldichter berufen zu haben; aber, da die Kunst nicht immer eine Freundin der Natur ist, so haben die Kunstmänner alles Mögliche gethan, ihm seinen Beruf zu verleiden. Indessen hat

ihn der Himmel mit stets heiterer Laune begabt, und alle Verfolgungen, deren Schlachtopfer er oft gewesen, haben ihm diese nicht geraubt. Er hat eine Menge Lustspiele geschrieben, die man zum Theil erst nach seinem Tode schätzen wird; denn das unverzeihlichste Unrecht eines beliebten Schriftstellers ist — daß er lebt. Man muß in seinen eigenen Werken nachlesen, um sich einen Begriff von allen den Sottisen und Schurkereien zu machen, durch die man ihn geneckt und gekränkt hat. Endlich, in seinen alten Tagen, scheint man ihn in Ruhe zu lassen; ein Vortheil, den ein Mann von Talent sich selten versprechen darf. — Sein Cabriolet volant wurde einst auf dem Theatre des Italiens durch Carlin achtzigmal hintereinander gespielt. — Seine englischen Journalisten, die, nach mancher überwundener Kabale, auf dem Theatre français gegeben wurden, stellen ein lebhaftes Gemälde der kleinlichen Leidenschaften und neidischen Neckereien dar, welche die Literatur entehren. — Cailhava ist jetzt Mitglied des National-Instituts.

Jean Calas, ein Greis, den das Parlament von Toulouse ermordete, und dessen Andenken durch den Edelmuth Voltaire's von der Schmach gerettet wurde. — Laßt uns aufrichtig sprechen: mischte sich in jenen Enthusiasmus der Franzosen nicht ein wenig Reiz der Neuheit? Alles, was man damals für Calas that und sprach, würde der schönste Lobspruch des menschlichen Herzens sein, hätte man nicht zur nämlichen Zeit hunderttausend andere Un-

glückliche vergessen, die eben so unschuldig litten, als jener. — Kaum ist die Revolution ausgebrochen, so hört man nur den Namen Calas! Zwei Schauspieldichter lassen zwei lange gräßliche Dramen aufführen, welche wirken, weil Calas ihr Gegenstand ist. Pujouly gab 1791 bei den Italienern die Witwe Calas in Paris. Auf den Boulevards-Theatern sind neun bis zehn Calas erschienen, nicht, um Mitleid zu erregen, sondern, um durch ein Modespektakel Geld zu gewinnen; denn bald nachher predigten die Jakobiner in den nämlichen Sälen. Man trug in Paris Hauben und Bänder à la Calas, man wußte selbst nicht warum.

Ein peinlich Angeklagter, Namens Calas, tritt vor eine Revolutions-Kommission in Lyon. »Bist du,« fragt der Richter, »verwandt mit jenem Calas, den das Parlament rädern ließ?« — Ja. — »So sei frei! dein Name rettet dich!« — Mein Gott, wenn ein bloßer Name dazu hinreichte, muß man nicht glauben, daß die meisten Verurtheilten kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie keinen Modenamen führten? Der wüthendste Aristokrat, hätte er nur Marat geheißen, wäre damals frei gesprochen worden.



Wie man in großen Städten nach der neuesten Mode in's Theater geht.

Wenn das Schauspiel etwa um halb sechs Uhr seinen Anfang nimmt, so lasse man den Kutscher um drei Viertel auf sechs Uhr vorfahren. Hiedurch gewinnt man mehrere Vortheile. Erstens hört man die Exposition des Stückes nicht, die gewöhnlich langweilig ist. Zweitens bekommt man dadurch Gelegenheit, seinen Scharfsinn zu üben, indem man die Verwicklung der Fabel zu errathen sucht, ohne den Anfang zu wissen. Sollte das aber auch nicht gelingen, so lernt man doch drittens dadurch von einem Stücke urtheilen, welches man gar nicht kennt; und das ist ein nicht kleiner Vortheil, weil diese Kunst eine sehr gangbare Mode ist.

Bei der Ankunft vor der Loge ermahne man den Logenschließer, daß er mit den Schlüsseln nicht zu leise verfahre, damit das Publikum der hereintretenden Person die gebührende Aufmerksamkeit schenke. Auch will die Mode, daß man noch draußen vor der Loge ein sehr lautes Gespräch halte, oder, wenn man Stiefeln trägt, die Absätze brav hören lasse.

Hat man nun endlich den bestimmten Platz, versteht sich mit einigem Geräusch, occupirt, so lausche man auf die Aeußerungen des Publikums im Parterre und in den benachbarten Logen. Rufen sie St! St! und schneiden sie ver-

drießliche Gesichter, weil sie gestört werden, so hat man es ganz recht gemacht. Bleibt aber alles still, so ist man nicht bemerkt worden, und muß ein ander Mal besser lärmen.

Nun ziehe man den Operngucker hervor, mustere zuerst die nächsten Damen, dann das Parterre, und endlich, wenn noch Zeit übrig ist, lasse man seine Blicke auch auf die Bühne fallen. — Wenn man hinlänglich bemerkt hat, wie die Schauspielerinnen angezogen sind, so leihe man auch dem, was sie sagen, ein geneigtes Ohr. Doch da es eine Hauptregel und unvergängliche Mode in der guten Gesellschaft ist, daß nichts erschöpft werde, so hüte man sich ja, die Aufmerksamkeit zu erschöpfen. Man erhole sich dann und wann durch ein interessantes Gespräch mit der Nachbarin; oder man lasse die Augen im Saal umher promeniren; oder man genieße à la glace, Aepfel und Kuchen, wobei der Marqueur anzuweisen ist, daß er mit den Theelöffeln gehörig klappere.

Hat man bis hieher die Regeln des guten Tons befolgt, so ist das Uebrige leicht. Bei dem Stücke selbst nämlich hat man blos darauf zu sehen, von wem es ist. — Heißt der Name des Verfassers Schlegel oder Göthe, so zolle man unbedingte Bewunderung, und halte jedes Mal die Hand vor, wenn man gähnen muß. Heißt er Schiller, so lobe man zwar auch; aber mit Einschränkung, wovon man jedoch keinen Grund anzugeben braucht. Heißt er Iffland, so befleißige man sich einer vornehmen Miene, und sage, man könne sich nicht für Familien-Verhältnisse eines Kauf-

manns oder Hofraths interessiren. Heißt er Kotzebue, so lobe man einzelne Scenen, erwähne aber spöttisch der sogenannten Theater-Coups, von welchen man keine Definition zu geben braucht. Man darf ihm auch die Kunst, das Herz zu rühren, zugestehen, muß aber immer hinzufügen: Rührung sei nicht der Zweck des Schönen. Heißt endlich der Verfasser Collin, so klage man über Frost, und wickle sich, wenn es kalt ist, stumm in den Pelz.

Das ungefähr sind die Hauptregeln, die jedem, der nach der neuesten Mode in's Theater gehen will, zu wissen nöthig sind. Ist einer in zweifelhaften Fällen seiner Sache nicht gewiß, so war er freilich noch vor Kurzem besser daran, als jetzt; denn er durfte nur das Archiv der Zeit, oder den Kynosarges lesen, um im nagelneuesten Jargon über jedes Stück frischweg abzusprechen; seitdem aber diese beiden Journale zu Grabe gegangen sind, hat man auf andere Mittel denken müssen. Durch ein wenig Uebung nämlich wird man sich leicht die Fertigkeit erwerben, sechs oder acht Kunstjünger zu bemerken, die im Parterre aus allen Kräften zischen, so oft etwa das gerührte oder entzückte Publikum klatschen will; sie gehen auch wohl, wenn das Haus nicht gar zu voll ist, umher, und lassen ihre Samenkörnlein hie und da fallen. Auf diese gebe man wohl Acht; ihr Urtheil ist keinem Irrthum unterworfen, sie richten ohne Ansehen der Person, und sind so schlau, daß sie schon wissen, ob das Stück gut oder schlecht ist, ehe sie es noch

gesehen haben. Ueberhaupt rathen wir jedem (die seltenen Fälle ausgenommen, wo einer etwa selbst denken will), kein Stück eher zu loben oder zu tadeln, als bis er weiß, was die Wortführer des Publikums davon sagen. Dabei wagt er am wenigsten, und verletzt auch seine Bequemlichkeit nicht. Es fließt hieraus zum Schluß noch eine Hauptregel: „man gebe sich nie der Täuschung ganz hin, und vergesse nie, daß man vor einer Bühne steht. Man bleibe daher so kalt wie möglich, zergliedere jede Empfindung, schäme sich des Lachens wie des Weinens, und lobe nie, ohne auf der Stelle einen Tadel hinzuzufügen; denn sonst möchte die Welt denken, man verstehe das Ding nicht recht.“ — Hat man diese und alle obige Regeln treulich befolgt, so darf man kühn seinen Platz unter den modischsten Kennern der dramatischen Kunst behaupten.

Die Kunst, die Weiber treu zu machen.

Unter diesem Titel erschien im Jahre 1717 zu Paris ein Buch, das man beim ersten Aufschlagen für eine scherzhafte Neckerei halten möchte; aber der Verfasser hat die Sache in der That mit der größten Ernsthaftigkeit behandelt. Freilich sind seitdem beinahe hundert Jahre verflossen, und seine Rezepte haben, so viel man weiß, noch nichts geholfen; aber es ist die Frage: ob die vorgeschlagenen

Mittel bei den Weibern nichts gewirket haben; oder ob sie von den Männern nicht gehörig administrirt worden sind.

Was müssen denn also die Männer thun, um, wie der Verfasser sich ausdrückt, die Vergifter der Quelle ihrer Zufriedenheit (nämlich die Liebhaber) zu entfernen?

Erstens sollen sie nur Gattinnen von wahrhaft christlichen Eltern wählen, weder schön noch häßlich, weder prüde noch kokett; keine Gelehrte, keine Spielerin. Die Frau soll von geringerem, oder doch nur gleichem Stande sein. Wähle dir, sagt der Verfasser, einen Freund von höherer Geburt, eine Gattin von niedrigerer als die deinige; sonst vermählst du dich einem Herrn. — Gib deinem Weibe stets das Beispiel guter Sitten; forderst du Treue von ihr, so sei selbst treu. — Sage nie Zweideutigkeiten in ihrer Gegenwart, sei nie wollüstig im Gespräch. — Deine Laune bleibe sich gleich, wie vor so nach der Hochzeit. — Sei immer reinlich; übertreibe diese Tugend allenfalls ein wenig. — Gewöhne sie nicht an allzu feine Aufmerksamkeiten; sie fordert sonst bald deine Güte als Pflicht. — Ueberrede sie, daß alle Liebhaber flatterhaft und indiskret sind. (Ja, wenn sich so etwas nur überreden ließe!) — Mache ihr weiß, die galanten Frauen, deren Intriguen die ganze Welt kennt, würden unschuldig verleumdet; dann verliert sie die Lust, es solchen nachzuthun. — Rühme ihr oft die Weisheit der Gesetzgeber, welche treulose Weiber hart bestrafen. — Habe

unbestechliche Bedienten, die nur deinem Interesse ergeben sind. (Wie bekommt man die?) — Kaffeeschwestern und Witwen laß nicht in dein Haus kommen. Die Witwen sind zu unterrichtet, dringen sich gern zu Vertrauten auf, und lösen zuweilen der Gattin Räthsel, die besser ungelöst bleiben.

Man muß bekennen, daß diese Lehren manches sehr Gute und Brauchbare enthalten; das meiste gilt aber eben sowohl von der Frau gegen den Mann, als von dem Manne gegen die Frau. Eine Gattin, die immer gleicher Laune, immer reinlich ist, und eine gewisse zarte Anständigkeit, trotz dem genauesten Umgange, nie verletzt, kann wohl ziemlich sicher auf die Treue ihres Mannes rechnen.

Was soll denn aber nun geschehen, wenn jene Regeln alle befolgt wurden, und die Frau dennoch strauchelt? — Antwort: Anfangs mache man ihr sanfte Vorstellungen. Helfen die nicht, so reiche man ihr nur die Lebensnothdurft, versage ihr jedes Vergnügen, und besonders den Putz. Dann drohe man, und endlich sperre man sie ein. Verharret sie, Trotz alle dem, so ist sie, sagt der Verfasser, ein eingefleischter Teufel; sie ist nicht werth, daß man sich ihretwegen betrübe, man jage sie fort.

Ehe es aber zu solchen Extremitäten kommt, kann man noch eine kleine Kriegslist anwenden, die wirklich nicht übel ausgedacht ist. Der Mann suche insgeheim, und ohne daß es merklich wird, zu erfahren, was etwa seine Frau in die-

ser oder jener Gesellschaft, in welcher sie sich ohne ihn befand, gethan und gesprochen; dann erzähle er seiner Frau am andern Morgen mit lachendem Munde, daß sie die Gewohnheit habe, im Schlaf zu reden, und zum Beweise wiederhole er die gestern gesprochenen Worte. Wenn diese List einige Male mit Glück angewendet wird, so wird die Frau sehr bald überzeugt werden, sie rede wirklich im Schlafe; und ist sie nur davon erst einmal überzeugt, so wird sie, aus Furcht, sich selbst zu verrathen, manches unterlassen.

Das ungefähr ist der Inhalt jenes seltsamen Büchleins, welches mehrere Auflagen erlebt und nichts gewirkt hat. Hin und wieder ist es mit artigen Anekdoten durchwebt, wovon wir schließlich hier eine zum Besten geben.

Am Theetisch einer Marquise rühmte man die Thaten des Marschalls von Sachsen. »Nun ja,« sagte die muntere und schöne Wirthin, »er hat die Feinde des Staats besiegt, konnte aber seine Leidenschaften nicht überwinden. Er hat Schlachten gewonnen; ich habe mehr gethan: denn ich liebte ihn, und habe ihm widerstanden. Er hat nur unsere Provinzen vertheidigt, ich aber meine Tugend.« — Uns dünkt, sie hatte Recht.

Akrostichon.

Es ist ein Akrostichon auf Bonaparte erschienen, das heißt: Verse von so vielen Zeilen, als sein Name Buchsta-

ben hat, und jede Zeile fängt sich mit Einem dieser Buchstaben an, so, daß am Ende der g a n z e Name auf dem linken Flügel steht. In der ersten Zeile wird er mit Brutus verglichen, der das Joch der Könige abschüttelte; in der zweiten mit Octavius, der den Janustempel schloß; in der dritten mit Numa, der die Religion auf Politik gründete; in der vierten mit Annibal, der neue Pfade bahnte; in der fünften mit Perikles, der über die Marats von Athen triumphirte; in der sechsten mit dem tapfern Alexander; in der siebenten mit Romulus, der den Grund zu der Römer Größe legte; in der achten mit Titus, und da für die neunte Zeile noch ein E übrig ist, so wird es zu einem U n d benutzt (Et). Alles das ist jetzt vereinigt in einem einzigen Helden. — Schade, daß der Name Bonaparte nicht noch ein Dutzend Buchstaben mehr enthält! wir hätten sonst gewiß noch ein Dutzend Helden des Alterthums vorüberziehen und sich demüthig verbeugen sehen.

W a r n u n g s t a f e l.

Mit großen Buchstaben werde darauf geschrieben

L a c r i m a s.

Ein Schauspiel, herausgegeben von A. W. Schlegel. Dieser Herr Schlegel hat wohl zuweilen gesehen, daß man den kleinen Kindern b u n t e N ü r n b e r g e r B i l d e r c h e n

gibt, und ihnen weis macht, es wären Gemälde. Da er nun bekanntlich das ganze Publikum für kleine Kinder, und sich allein für den Präceptor hält, so wirft er hier ein solches Bildchen unter sie, und sagt in einem Sonnet: es wolle ihm gemuthen, daß seines Freundes Dichtung gleich einer Ananas sei. In unserm Himmelsstrich wächst die Ananas — wir wissen wo und worauf; und in dieser Rücksicht gleicht die Schlegel'sche Ananas allerdings der echten. Der Verfasser des Lacrimas verdient jedoch blos Mitleid, weil er wirklich unter diejenigen gehört, welche von den Gesetzen für personas miserabiles erklärt, und der Vormundschaft empfohlen werden; aber Herr Schlegel, der, blos um sich einen Spaß zu machen, das Publikum so verhöhnt, der verdient Züchtigung: denn es ist geradezu unmöglich, daß ein Mann von Herrn Schlegel's Geist im Ernst etwas ganz Verrücktes loben und anpreisen könne. — Da kein vernünftiger Mensch diesen schön gedruckten Lacrimas durchlesen wird, der Verfasser aber nun einmal, zum Besten des Publikums, den bittern Kelch geleert hat, so will er den Leser mit kurzen Worten in den Stand setzen, zu beurtheilen, wie die Schlegel'sche Ananas riecht und schmeckt. — Man beliebe sich zuerst mit ihm in einen Garten bei Mallaga zu versetzen. Ismene, ein liebesieches Mädchen, spazirt am Meeresufer, sieht auf den Wellen Levkojen und Jasmin blühen, und der Meerschaum kommt ihr vor, wie Hyazinthen und Rosen. Die See ist also ein Garten.

Aber gleich darauf fällt es ihr ein, daß die See eigentlich eine Straße ist, auf der sie zu ihrem geliebten Lacrimas kommen möchte. Doch der Wellen Blumenhülle trügt; die Fluten ernten Thränen von ihr, und nun ist die See auf einmal eine Laute (ein musikalisches Instrument). Man sieht aus diesem erhabenen Unsinn, daß es der guten Ismene gegangen ist, wie der armen Gräfin Orsina. Lacrimas hat sie verlassen. — Florio kommt, ihr Vetter, aber eigentlich nicht ihr Vetter, sondern nur ein angenommener Sohn ihres Oheims. Der erinnert sich eines ganz besondern Knabenspiels, welches er oft getrieben hat; er sprach und spielte nämlich mit Sonnenstrahlen (vermuthlich hat des Verfassers Kopf dasselbe Spiel etwas zu keck getrieben) und darum sehnt er sich nach dem Vaterlande. Er hat ein Schiff im Hafen gesehen, dessen blühende Gewande (die Segel) am Maste gehangen haben, wie am Nacken der Schönsten aus dem Morgenlande. Schwerlich wird die Schönste aus dem Morgenlande es ihm Dank wissen, daß er ihren Nacken mit einem Mastbaum vergleicht. Florio möchte gar gern nach Afrika zurück, weil er dort ein Mädchen kannte, die ein blühender Mond ist; aber er fürchtet sich nur, seinen Pflegevater Antonio zu betrüben. — Maria, Ismenens Mutter, wünscht zu wissen, was dem Mädchen fehlt, erfährt aber nichts. — Jetzt zeigt der Schauplatz den Hafen zu Mallaga, Lacrimas erscheint und sagt:

Mein Auge träumt, es habe sich gepflücket:
Auf süßer Flur, die ihre Wimpern schließen,
Ein keimend Aug', aus dem ihr Bild wird sprießen.

Aus Sehnsucht nach Ismenen ist er zurückgekommen. Diarmandas, sein Gefährte, kommt mit einer Sklavin Delphine, die schön singt, und die er dem Sultan bestimmt hat. Er ladet Lacrimas zur Ruhe in eine nahe Burg, und hofft auch, daß die trauernde Delphine sich dort erholen werde. Er sagt:

Der Wangen rother Duft will schwinden,
Sie senkt den weißen vollen Hals;
Und sollte nicht, statt des Verfalls, (wie poetisch)!
Ihr Reiz dort neue Nahrung finden?

Jetzt wieder Ismenens Garten, wo sie herumgeht und der Wolken Sehnsuchtklänge sieht! Die See, die ihr Anfangs ein Garten, eine Straße und eine Laute war, ist nun eine Brücke geworden. — Lacrimas, der Ersehnte, Erseufzte, kommt, und die Liebende empfängt ihn mit diesen feurigen Worten:

O Lacrimas! darfst du auf's neu hier steh'n?

Er versetzt: der Schmerzen Heer hab' ihn in starken Massen umgeben; sie bleibt ihm nichts schuldig, und hat den Harm in Klageliedern grünen lassen. Sie kann nirgends bleiben, wo ihre Augen nicht bei den seinigen gasten (zu Gaste gehen). Er bittet, die Seele seiner Lippen zu dem Mahle der ihrigen gehen zu lassen, und küßt sie. Die Eltern kommen und sind in nicht

schwachem Grade erfreut. Lacrimas verspricht, sich in ihrer Nähe anzukaufen. Ismene wird ihm verlobt; er bleibt aber dennoch schwermüthig. — Hierauf Florio allein. Er sagt, er sei ein Quell von Steinen umschlossen, er habe in der Ferne einen schönen unsichtbaren Mund aufblühen hören! (Er hörte nämlich Delphinen singen.) Die Töne sind auf ihn, den Quell in Klippen, gefallen, da sind die Felsenbande geflohen; der süße Ton drehte sich in ihm wie Räder in den Flüssen, und seine Sehnsucht wand sich um die Schaufeln*). — Jetzt befinden wir uns vor dem Schloße Sandolos. Delphine singt auf dem Balkon; Florio hört ihr zu; sie merkt endlich, daß es sich unten regt, wie eine Schar Rosen. Auch er singt. Sie ist bewegt, versichert aber, daß ihr Herz schon versagt sei. — Im zweiten Akt schlummert Ismene im Garten; die Mutter will sie nicht stören, weil ihr Schlaf erst in seiner Jugend ist. Sie spielt ganz unausstehlich mit den Worten Leben und Blumen. Lacrimas kommt und macht es ihr nach, mit den Worten: Frevel und Friede; und — gleich, als hätten sich alle Drei das Wort gegeben — erwacht Ismene, und thut das nämliche mit den Worten: Eltern und Liebe. Man muß diese sublim unsinnigen Stellen selbst nachlesen; sie sind

*) Da es dem Leser vorkommen möchte, als sei es gar nicht möglich, so viel Unsinn in einer einzigen Ananas zusammen zu pfropfen, so versichert der Verfasser ein- für allemal, daß er gewissenhaft und wörtlich citirt.

zu lang, um ausgezogen zu werden. Sie bittet endlich Lacrimas, er soll sich ihr entgegenranken. Er thut es, ist aber traurig. Sie will mit ihm zur Flur der Wehmuth eilen, und umarmt ihn, so, daß ihre Locken ihn umgeben. — Vor dem Schlosse Sandolos erfährt jetzt Florio von dem Schiffer Gualib, daß sein Herr Delphinen von einem afrikanischen Schiffe gekauft hat. Weiter weiß er nichts von ihr. Delphine kommt selbst, und es wird erstaunlich viel von Blumen geschwatzt. — Von da wandeln wir wieder zu Ismenens Garten, wo Lacrimas seiner jungen Frau endlich die Ursache seiner Schwermuth entdeckt. Er ist nämlich ein Afrikaner, ein Heide; er hat sie betrogen, und muß zurück. Sie klagt: kaum habe sie seine Liebe endlich gekostet, so wolle die selige Flut sie schon verlassen. Ihre Liebe lasse sich aber nicht verwüsten, ihre Arme nennen ihn wieder den ihrigen, sie thut ihm den Busen willig offen, und will mit ihm ziehen. Darauf wünscht der wackere Heide, daß Christus dem Verein seinen Segen geben möge. Man erfährt übrigens aus dieser Scene, daß zwei Sultane in Afrika Feinde waren; der treue Vezier Zumrud versöhnte sie durch ihre Kinder, Amigad, den Sohn des einen, und Dilnua, die Tochter des andern. Ein feindlicher Ueberfall nöthigt den Vezier, die Kinder auf ein Schiff zu senden; und, als die Gefahr vorüber ist — sind sie fort mitsammt dem Schiffe.

Lacrimas, der eigentlich Abdelasis heißt und für des

Veziers Sohn gilt, wird vom Vater geschickt, die Verlornen zu suchen. Statt ihrer fand er Ismenen, konnte zwar nicht lange bei ihr verweilen, kam jedoch durch List bald zurück. Nun hat er aber kein Geld mehr, und es ist nothwendig, Rekruten aus Afrika zu holen, um das gekaufte Schloß damit zu bezahlen. — Wir werden an den Hafen versetzt, sehen Delphinen und das Gepäck wieder einschiffen, und auch Florio überredet den Schiffer, ihn, als Morgenländer verkleidet, mitzunehmen. — Der dritte Akt spielt in Afrika. Der Vezier, oder jetzt Bassa, Zumrud, empfängt seinen Sohn und dessen Gefährten, die zwar die Verlornen nicht gefunden haben, doch statt deren eine reizende Sklavin (Delphinen) für den Sultan mitbringen. Bleib mit dergleichen Trost zurück, sagt Zumrud, der mir gar wenig dienen mag. Es wird aber doch beschlossen, zum Sultan zu reisen. — Ismene, jetzt Gulendam, lustwandelt mit Lacrimas in den Gärten des Bassa, und er versichert sie, daß er um ihretwillen zu Thränen geworden (ein elendes Wortspiel mit Lacrima). — Ihr fehlt nichts als ein Kreuz, an welchem sie beten könne. Das verspricht er ihr. — Florio zeigt sich als Sklav und Gärtner. Dann erfährt man von Zumrud, daß er in Delphinen die verlorne Dilnua ahnet. Hirten bewahrten einst Dilnua; Beduinen raubten sie, und verkauften sie an Korsaren, folglich u. s. w. Um auch noch den verlornen Amigad zu finden, will Zumrud nun selber fort, und Lacrimas soll indessen an seiner Statt herrschen. — Florio hat erfahren,

daß Delphine nach der Residenz des Sultans gebracht worden, und beschließt auch dahin zu entfliehen. — In diese Residenz werden wir nun versetzt. Delphine zeigt sich auf dem Balkon, und will hinaus, den Frühling zu bewillkommen. Hiezu will sie sich folgendergestalt kleiden (hier können die Damen Geschmack lernen!): Um das Haar, und wohl zu merken, um das Haupthaar (sie bestimmt es ausdrücklich), will sie einen himmelblauen Sammt winden, einen Florschleier mit Silber durchwirkt, eine goldene Blume in die Binde gesteckt, die Wimpern will sie roth färben, den Busen soll nur ein leichter dünner Schleier bedecken, der Gürtel wird grün gewählt, die Beinkleider von rosenrothem Atlas; dann will sie noch Juwelen um die Knöchel schlingen, und so herausstaffirt den Gebieter begrüßen. — In einem öffentlichen Garten, in der Residenz des Sultans, feiern die Leute das Haraphat-Fest. Florio ist da als Blumenverkäufer, der Vezier, verkleidet, und Temim, ein Greis. Dem letztern gibt Florio seine Früchte gratis: und weil du willst so artig denken, sagt Temim, sie ohne Zahlung mir zu schenken u. s. w., so will er auch der Vertraute seiner Liebe werden. Da er erfährt, daß die Geliebte eine Dame aus dem Palaste ist, den er gerade mit behütet, so bestellt er ihn in das Wäldchen, um mit dem Beil Gänge hineinzuschlagen. Dort sieht ihn nun Delphine, und findet ihn trotz ihrer ältern Liebe, so reizend, daß sie gleich nach beiden Jünglin-

gen Geiz fühlt. Er hat eben eine Cipresse umgehauen, und sie ergetzt sich daran, wie die sterbende Cipresse ihre sinkende Krone noch einmal an seiner Wangen Blumenbeete lehnt (wie stark muß dieser Florio sein, wenn er eine ganze Cipresse mit der Backe stemmt;) auch gewinnt sogar das Beil in seiner Rechten hohe Schönheit. — Sie nähert sich ihm, Blumen begießend; und o! welch Wunder! indem sie das Wasser ausgießt, wird er gewahr, daß ihre Augen einen Regenbogen hineinmalen. Er redet sie im gewöhnlichen Stil an. Sie entflieht zwar, ist aber entschlossen, die Seinige zu werden, wenn er den Lockungen ihrer Vertrauten, die sie dazu instruirt, zu widerstehen vermag. — Wir fliegen wieder hinüber zu Ismenen, die Heimweh hat, und sich wundert, daß der Wurm der Zeit die Lust der Seele so stechen kann. Sie fühlt, daß der Reue Schmerz der Wonne Flächen umwächst. — Rasch flattern wir wieder in des Sultans Gärten, wo abermals ein Fest, das Ramadan-Fest, gefeiert wird. Hier nun will Delphinens Vertraute abgeredetermaßen den Florio verführen. Sie bittet ihn, ihr zu leihen seines Mundes junge glühende Korallen, sie drohet sogar; aber alles umsonst. Hierauf beschließt Delphine, sich ihm zu ergeben. — Der Vezier wird von Temin auf die Spur gebracht, daß Florio wohl der verlorne Sohn Amigad sein könne. Florio's Pflegevater allein kann dies Räthsel lösen, und er überredet Lacrimas nach Spanien zu schiffen, um ihn

her zu holen. Damit aber Lacrimas nicht etwa selbst dort bleibt, muß er seine Frau als Geißel zurücklassen, worüber denn diese natürlich außer sich ist. — Im vierten Akt kommt nun Lacrimas wirklich wieder zu seinen trauernden Schwiegereltern, und überredet sie, sammt Antonio mit ihm zu reisen, doch ohne zu wissen, wohin, und ohne darnach fragen zu dürfen. — Durch einen Wink des erhabenen Dichters werden wir wieder nach Afrika versetzt, wo Delphine sich einstweilen vom Scheitel bis zur Sohle ihrem Jüngling weiht, und sich wundert, daß die Freude sie so mit Schmerz bestreue; Ismene aber der Rückkehr des Gatten in komischer Verzweiflung harrt. — Doch endlich bringt Lacrimas sie glücklich alle zusammen. Die Entwicklung ist folgende: Antonio war einst Sklav in Afrika, liebte ein mohrisches Mädchen, und zeugte einen Sohn mit ihr. Die Mutter starb, er floh, sein Schiff gerieth in Kampf mit einem Seeräuber, man enterte, er fand auf dem feindlichen Schiffe einen schwer verwundeten Jüngling, gab dessen Halsgeschmeide seinem Sohn in Verwahrung, und ließ den Verwundeten in sein Schiff hinüber schleppen, worauf beide Schiffe sich plötzlich trennten, sein Sohn auf dem Raubschiffe blieb, er aber nun diesen jungen Fremdling statt seines Sohnes mit sich nahm. Das Halsgeschmeide in Lacrimas Händen beweist nun, daß Florio der verlorne Amigad, Lacrimas aber Antonio's Sohn ist, folglich ein Spanier, ein Christ. Damit aber der arme Vezier nicht leer ausgehe, so entdeckt er, daß er selbst den Florio oder Ami-

gab mit der verstorbenen Sultanin, auf Rechnung ihres Ehegemahls, in die Welt gesündigt hat, bittet sich aber aus, diesen kritischen Umstand zu verschweigen. So werden denn die guten Leutchen sammt und sonders glücklich. — Eine Probe von dem hohen und künstlichen Dichterflug des Verfassers sind wir dem Leser noch schuldig:

Lacrimas.

Was ist das? du Geliebte willst von dannen?
Mich von dir bannen? und dich von mir trennen?
Um dies Wegrennen kannst du triumphiren?
Ach, wie betrübte Zeiten hier begannen!
Da mir sonst Thränen rannen, die's gewönnen,
Mich zu entbrennen, dich hieher zu führen, u. s. w.

So geht es ein paar Seiten lang fort. — Zuweilen läßt der Dichter sich aber auch sehr zu unseren gemeinen Naturen herab. Z. B.

Du müßtest dich zum Ufer wagen,
Damit die Schiffer dir's erzählen;
Und mir wirst du's doch nicht ve hehlen,
Was sie dir wohl zur Nachricht sagen?

oder

Ich bin zu sicher; darum sage,
Was dächtest du zu dem Vorschlage?

u. dgl. mehr. — Es versteht sich von selbst, daß es dem Verfasser nie eingefallen sein würde, einen so über alle Maßen sauren Holzapfel so umständlich zu zergliedern, wenn nicht der große A. W. Schlegel so unverschämt ge-

wesen wäre, ihn als eine Ananas aufzutischen. — Wird nun noch jemand an diesen Wundermann glauben?

Die Winde.

De la Coudraye hat eine Theorie der Winde und der Wellen herausgegeben, welche den alten Spruch: »du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fährt,« gänzlich zu Schanden macht. Die Akademien zu Dijon und Kopenhagen haben diese Abhandlungen gekrönt. Es läßt sich hier weiter nichts davon sagen, als daß, nach Coudraye's Theorie, die Sonne alle Winde hervorbringt, und daß wir uns also den Boreas in Zukunft unter der Gestalt des Phöbus denken müssen. Wer wissen will, wie die Sonne das anfängt, der muß es im Buche selber lesen; denn selbst ein gedrängter Auszug würde zu viel Raum einnehmen. Im zweiten Memoire untersucht der Verfasser, welchen Naturgesetzen die wellenförmige Bewegung der Gewässer angehöre, und beweist, daß die Größe der Wellen mit der mehr oder minder großen Ausdehnung des Meeres zu- und abnimmt. —

Wirkung der Kritik.

D'Alembert schrieb 1765 ein Werk über die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich, wegen dessen er von Beccaria und Diderot große Lobsprüche erhielt. Der erste meinte sogar: es werde auf die Nachwelt denselben Eindruck machen, den wir empfinden würden, wenn uns Tacitus ein Werk über den Einfluß und die Intriguen der Augurn hinterlassen hätte. D'Alembert war aber nicht unpartheiisch, wie er von sich schon auf dem Titel seines Buches rühmte. Er haßte die Jesuiten. Das Warum hat neuerlich Delalande aufgedeckt. Das Journal de Trevoux nämlich, von Jesuiten dirigirt, tadelte die Encyklopedie, und folglich d'Alembert, bitter. Die Encyklopedisten rächten sich, indem sie Jener Schulanstalten verschrieen; der Pater Tholomus antwortete darauf in einer öffentlich gehaltenen Rede, und führte eine Stelle aus dem Cicero an, die d'Alembert so auslegte, als habe man ihm seine Herkunft vorrücken wollen. Er schrieb deshalb einen sehr heftigen Brief an die Jesuiten; sie ließen ihn drucken. Er überredete Montucla und andere junge Enthusiasten, ihre Patente als Akademisten auf eine unartige Weise zurückzuschicken; und weil Delalande damals diesem Beispiele nicht folgen wollte, so schmollte d'Alembert zwanzig Jahre lang mit ihm. — Daß doch die größten Geister aller Nationen gar keine Kritik vertragen können, und alsobald dadurch in kleine Menschen verwandelt werden!

Der große Corneille und der große Göthe.

Warum wirft man Göthe so oft vor, daß er Erbärmlichkeiten in Schutz nehme, oder oft wohl zuweilen selbst etwas Erbärmliches bringe? Ist es etwa dem großen Corneille besser ergangen? Man sehe doch z. B. sein Traumstück Clitandre. Es beginnt mit zwei Projekten zu Meuchelmorden. Durch einen außerordentlichen Zufall gelingen beide nicht. Die Meuchelmörder, ein Jüngling und ein Mädchen, irren einzeln im Walde umher, finden sich nach einer Menge von Zwischenfällen, und — was nur im Walde sehr natürlich sein kann, auf der Bühne aber ein wenig zu natürlich — der Jüngling, der schon längst das Mädchen liebt, will die Gelegenheit benutzen. — Glücklicherweise liebt das Mädchen ihn nicht wieder; sie vertheidigt sich also, sticht ihm mit einer Kopfnadel ein Auge aus, und entflieht. Der arme Einäugige beweint sein Unglück mit dem andern Auge, und erzählt, wie ihm das Blut aus einem Auge in's andere laufe,

Et lui tient lieu de pleurs
En de si grands malheurs.

Er ist in Verzweiflung, seine grausame Geliebte nicht wieder finden zu können, die er jetzt so verabscheut, daß er sie umbringen möchte. Ihr Götter! ruft er:

Dieux! ne me traitez pas avec tant de rigueur
Que mon feu ni mon fer ne touchent point son coeur.

Ein Gewitter zieht herauf, es donnert. Der Einäugige überredet sich, daß seine Drohungen die Welt erzittern machen. »Das Weltauge,» meint er, »habe einen schwarzen Schleier vorgehängt, weil es sich vor ihm fürchte, und hundert dicke Wolken distillirten Thränen, um ihn zum Mitleid zu bewegen.» — Jetzt erscheint ein Königssohn, den der verdammte Einäugige auch ermorden will; aber das Mädchen kommt dazu und vertheidigt den Prinzen. Alle zusammen werden arretirt und vor den König gebracht, der den Einäugigen bestraft und das Mädchen begnadigt, ja sie sogar dem ehrlichsten Manne an seinem Hofe zur Frau gibt, diesem nämlichen Clitandre, von dem das Stück den Namen führt. Dieser Clitandre liebt aber eine andere, die ihn verabscheut, und heirathet nun eine, um die er sich nie bekümmert hat. Der König übergibt ihm die Meuchelmörderin mit den Worten:

— Pour punir sa faute criminelle
Lui defend désormais de se montrer cruelle.

Ein wunderlicher Scherz für einen König und Richter. Das beliebte nun Corneille 1630 (also zehn Jahr vor Erscheinung des Cid), eine Tragödie zu nennen; offenbar eine Art Alarcos, welchen 1802 Göthe eine Tragödie zu nennen beliebte. Freilich waren 1630 andere Zeiten, als jetzt. Man spielte damals eine Circe, in welcher Pluto, als er vernimmt, daß der drohende Ulysses lebend in sein Reich dringen werde, sich mit dem Gedanken tröstet:

Mais que pourroit-il faire avec tous ses efforts?
Il ne sauroit tuer en enfer que des morts.

Damals wurden die Stücke noch in einer Nacht gemacht, und die Schauspieler kauften sie für drei Thaler, und trommelten dann vor ihrer Thür, um Zuschauer herbeizulocken. Göthe trommelt nicht zu seinem Hoftheater, er schlägt die griechischen Pauken.

Moden.

Da für einen Mann nichts interessanter auf der Welt ist, als das schöne Geschlecht, und wiederum für das schöne Geschlecht nichts interessanter als der Putz, so folgt daraus klar, daß überhaupt das ganze menschliche Geschlecht keinen wichtigern Gegenstand für seine Aufmerksamkeit kennt, als die Moden, und zwar von dem alten Peplos der Griechinnen und Flammeum der Römerinnen bis zu dem neuesten Ballkleid der Madame Recamier; vom sträubenden Haar der Bacchantinnen, bis zu den tausend Ringellöckchen unserer Schönen; von den Sandalen bis zu den niedlichen Schuhen, die sich jetzt nicht mehr, wie die Schlittschuhe, krümmen; von der Purpurfarbe bis zu der des erstickten Seufzers *). Sollten wir Bedenken tragen, auch zu-

*) Soupir étouffé heißt bekanntlich ein hübsches Lila-Wiesenblümchen.

weilen über eine Sache zu sprechen, der wohl eher so mancher Tiefgelehrte Zeit und Nachtruhe opferte? Wir besitzen gründliche und mühsam gesammelte Nachrichten über die Länge der Stecknadeln, deren sich die Weiber der Senatoren und Konsulen bedienten, über die Breite der Frangen auf ihren Tuniken, die Anzahl und Beschäftigungen ihrer Zofen, die Form ihrer Spiegel u. s. w. Großen Gelehrten verdanken wir interessante Details von den Toiletten der Prinzessin Helena, die Herzen und Städte in Brand steckte; der Königin Semiramis, die so reizend im Puderhemde war, daß sie einen Aufruhr stillte, indem sie sich so auf dem Balkon ihres Palastes zeigte; der Königin Berenice, deren schönes Haar man unter die Sterne versetzte; der Königin Kleopatra, deren feiner Geschmack in der Kleidung weltkundig ist, und der Kaiserin Poppea, die durch ihre Milchbäder, ihre Eselinnenherde und alle ihre Toilettengeheimnisse so berühmt geworden ist.

Wir möchten daher auch gern zuweilen ein Wörtchen über die Moden sprechen; aber du lieber Himmel! da ist das Modejournal in Weimar, und das Modejournal in Leipzig, und das Modejournal in Frankfurt, und Gott weiß wer sonst noch, die fischen uns die neuen Moden immer vor dem Munde weg, und es bleiben uns nur die alten übrig. — Je nun, auch gut! Die vorjährigen freilich, oder die vorzehnjährigen wollen wir ruhen lassen; denn die werden nicht eher interessant als nach hundert Jahren, wie eine Spinne in eine Schachtel gesperrt,

nach hundert Jahren ein Diamant wird. Aber von den uralten Moden wollen wir dann und wann etwas erzählen; die neuen kennt ja ohnehin jedermann. — Unter Karl VI. trugen die Damen Mützen wie Zuckerhüte; auf die Spitze derselben steckten sie einen Schleier, der, nach dem Range der Damen, mehr oder weniger lang herabhing. Unter Franz dem Ersten trugen sie kleine Hüte mit Federn, und von Heinrich II. bis zu Ende der Regierung Heinrich's IV. kleine Kopfzeuge mit Aigretten. Als unter Franz II. die Männer zu finden glaubten, daß ein dicker Bauch majestätisch sei, fanden die Damen sogleich das nämliche von einem dicken H—, und drei oder vier Jahre hindurch sah man nichts als falsche H—. Zu der nämlichen Zeit schienen die Frauenzimmer sich gar nicht mehr um ihr Gesicht zu bekümmern; sie nahmen loups vor, eine Art von Maske, und weder auf Straßen noch Spazirgängen, weder bei Besuchen noch sogar in der Kirche, sah man sie anders als en masque. Hierauf folgten Schminke und Schönpflästerchen, die denn freilich nur eine andere Art von Maske waren. Dann kamen die hohen Kopfzeuge mit Etagen, wie Orgelpfeifen, so daß die Köpfe in der Mitte des Körpers zu sitzen schienen. Das währte so lange, bis einst zwei Engländerinnen im Jahre 1714 nach Versailles kamen, um Ludwig XIV. speisen zu sehen. Als sie in den Saal traten, und man ihre niedrigen Kopfzeuge bemerkte, entstand ein brouhaha! Der König fragte, was es gäbe? besah die Engländerinnen sehr ernsthaft, wendete sich dann zu den gegenwärtigen Damen

und sprach: »Wenn ihr vernünftig wäret, ihr würdet auch etwas Anderes aufsetzen.« — Mehr bedurfte es nicht, um auf der Stelle eine große Kopfrevolution zu bewirken. Die ganze folgende Nacht wurde gearbeitet, um die Kopfgebäude zu demoliren, zwei Stockwerke mußten sogleich herunter, und vom letzten folgte bald noch die Hälfte. Der König bezeugte seine Zufriedenheit, und fand die Damen jetzt weit hübscher. Natürlich flog nunmehr die neue Mode vom Hofe in die Stadt, aus der Stadt in die Provinzen, und die sich vormals am höchsten aufgethürmt hatten, konnten jetzt am wenigsten begreifen, wie es möglich gewesen sei, sich so zu verunstalten.

Eldorado.

Dies schöne Ländchen ist aus Voltaire's Candide bekannt. Doch erinnern sich vielleicht nur noch Wenige, daß es eine Zeit gab, wo man dies Fabelreich zuversichtlich an den Ufern des Oronoko suchte, und von dessen Existenz sehr fest überzeugt war. Niemand hatte es gesehen, aber Jedermann wußte die seltsamsten und lockendsten Dinge davon zu erzählen. Lange war man über den Ursprung dieser Fabel zweifelhaft, doch endlich wurde er in einem Briefe eines gewissen Ferdinand Oviedo entdeckt, welchen derselbe im Jahre 1543 an den Kardinal Bembo schrieb, und aus welchem wir hier einen Auszug liefern.

»— Nicht blos um den Zimmtbaum zu suchen, ist Gonzalo Pizarro so weit vorgedrungen, sondern auch, um wo möglich, einen mächtigen Fürsten kennen zu lernen, der El Dorado heißt (der Vergoldete) und von dem sehr viel gesprochen wird. Man sagt, er erscheine stets vom Kopf bis zu den Füßen, zwar nackend, aber über und über mit Goldstaub bestreut. Diese Kleidung hält er für die schicklichste; ein Kleid von Goldplatten findet er zu gemein. Des letzteren könnte man sich ja täglich bedienen, ohne es abzunutzen; aber das erstere sei weit kostbarer und folglich königlicher, da er sich jeden Abend baden und jeden Morgen neuen Goldstaub verschwenden müsse. Des Morgens läßt er sich den ganzen Leib mit einem wohlriechenden Harz oder Oel einreiben, und dann wird er so lange gepudert, bis er aussieht wie eine Statue, die eben aus den Händen eines geschickten Goldschmieds hervorgeht. Ew. Eminenz können denken, wie reich das Land sein muß, über welches dieser König herrscht.»



Ein Gedicht von Maria Stuart.

Unser vortrefflicher Schiller hat uns Maria Stuart nicht liebenswürdiger gezeichnet, als sie wirklich war, wenigstens einst war; ob sie es immer gewesen? davon sei hier nicht die Rede. Es gab eine Zeit, wo ihr schöner Busen die zar-

testen Gefühle hegte, wo auf ihrer Wange Jugend und in ihrem Herzen Unschuld blühte. Damals war sie auch Dichterin, von holder Schwärmerei begeistert. Man hat noch von ihr ein lieblich düsteres Abschiedslied, welches sie dichtete, als sie das geliebte Frankreich verlassen mußte. Doch ist die Authenticität desselben nicht so erwiesen, als die eines schmelzenden Klaggesanges, den uns Brantome aufbewahrte, und der bei dem Tode ihres jungen, von ihr angebeteten Gemahls, Franz des Zweiten, aus ihrem zerrissenen Herzen floß. Wir liefern hier das Original ohne Uebersetzung, da schwerlich irgend eine die rührende Einfalt desselben erreichen könnte.

En mon triste et doux chant,
D'un ton fort lamentable,
Je jette un oeil tranchant
De perte irréparable;
Et en soupirs cuisans
Passe mes meilleurs ans.

Fut il un tel malheur
De dure destinée,
Ni si triste douleur
De Dame fortunée,
Qui mon coeur et mon oeil
Vois en bierre et cercueil?

Qui en mon doux printems
Et fleur de ma jeunesse,
Toutes les peines sens
D'une extrème tristesse,
Et en rien n'ay plaisir,
Que regrets et désirs.

Ce qui m'estoit plaisant,
Ores m'est bien dure;
Le jour le plus luisant
M'est nuit noire et obscure,
Et n'est rien si exquis
Que de moy soit requis.

Pour mon mal estranger
Je ne m'arreste en place;
Mais j'en ay beau changer,
Si ma douleur j'efface,
Car mon pis et mon mieux
Sont me plus déserts lieux.

Si en quelque séjour,
Soit en bois ou bien en prée,
Ou soit pour l'aube du jour,
Ou soit pour la vesprée,
Sans cesse mon coeur sent
Le regret d'un absent.

Si parfois vers ces lieux
Viens à dresser ma veüe,
Le doux trait de ses yeux
Je vois en une nüe;
Soudain je vois en l'eau
Comme dans un tombeau.

Si je suis en repos,
Sommeillant sur ma couche,
J'oy qu'il me tient propos,
Je le sens qu'il me touche;
En labeur, en recoy
Toujours est prest de moi.

Mets chanson ici fin
A si triste complainte,
Dont sera le refrein
Amour vraye et non feinte;
Pour la séparation
N'aura diminution.

Die asiatischen Weiber sind doch wohl besser daran, als die europäischen.

Vor zwei oder drei Jahren hielt sich ein Indier zu London auf, der Mirza-Abu-Taleb-Khan hieß. Er war in der Provinz Oudè von mahomedanischen Eltern geboren, und verrieth schon jung Talent und Geist in Diensten des Nabobs. Aus dieser zog ihn die englisch-ostindische Kompagnie, 1799 kam er nach London, wo er bei Hofe vorgestellt, und in die besten Gesellschaften eingeführt wurde. Er gefiel allgemein; denn er war eben so liebenswürdig als geistreich. Schon ehe er nach Europa kam, verstand er ein wenig englisch, und lernte es nun immer besser sprechen und schreiben. Im Jahre 1801 verließ er London, mit dem Vorhaben, zu Lande nach Indien zurückzukehren. Während seines Aufenthalts in England hat er ein beschreibendes Gedicht von London in persischen Versen verfertigt, worin er Charakter und Lebensart der Engländer treu schildert. Er hat auch in persischer Sprache eine Abhand-

lung über die Freiheit der asiatischen Weiber geschrieben, aus welcher man das häusliche Leben der Muselmänner in Indien kennen lernt, von dem wir, trotz unseren mancherlei Nachforschungen, eigentlich noch wenig wissen. Hier ein Auszug aus dieser interessanten Schrift.

»Die asiatischen Weiber scheinen in vielen Stücken weniger Freiheit zu genießen, als die europäischen. Das auffallendste in ihrer Lebensweise ist wohl, daß ihre Wohnung von der ihres Gatten ganz abgesondert ist. Man hat in Europa die sonderbarsten Vorstellungen darüber: aber der Gebrauch hat seine großen Vortheile, ja, wer weiß, ob man ihn nicht gern überall nachahmen würde, wenn er nicht in ökonomischer Hinsicht zu viel Schwierigkeiten hätte. Man lebt z. B. in England sehr theuer, man hat wenig Domestiken, und die Häuser sind so klein, daß, wenn Männer und Weiber in abgesonderten Theilen des Hauses wohnen wollten, der Aufwand für Tisch, Equipage, Bedienung, unerschwinglich sein würde. Sie müssen also wohl mit einander essen, bei einander wohnen, sich durch dieselben Leute bedienen lassen, welches der Frau oft lästig genug sein mag. In Asien hingegen haben die Frauen den schönsten Theil des Hauses allein für sich, und brauchen sich nicht in Stunden und Minuten nach dem Manne zu richten. Haben sie Freundinnen bei sich, so schicken sie dem Manne sein Essen in den Murdannah (sein Zimmer), und erlauben ihm wohl in mehreren Tagen keinen Zutritt. Eben so kann der Mann in seinem Murdannah ganz

ungestört bleiben. — In Europa zwingt auch zum Theil das Klima die Menschen, näher zusammen zu rücken. Es ist kalt, man muß sich Bewegung machen, man geht spaziren. Mit dem Spazirengehen aber mögen sich die asiatischen Weiber unter ihrer brennenden Sonne gar nicht befassen, auch verträgt es sich nicht mit ihrer Eingezogenheit. — Mangel an Platz allein zwingt in Europa die Leute, oft ein Zimmer zu bewohnen, ja in einem Bette zu schlafen. — Ehe die Muselmänner nach Indien vordrangen, war es dort nicht gewöhnlich, die Weiber so zu verstecken; auch noch heut zu Tage gehen sie in den indischen Dörfern frei herum. Nur in den größern Städten haben die Indier den muhamedanischen Gebrauch nachgeahmt, und halten so strenge darauf, daß sogar ein Schwiegervater selten weiß, wie seine Schwiegertochter aussieht, und eine Schwester in Gegenwart des Bruders nicht unverhüllt erscheint. — Die europäischen Weiber sind genöthigt, allerlei Arbeiten zu lernen, und sich um Welthändel zu bekümmern, um dem Manne im Nothfall beizustehen; die asiatischen hingegen haben auf der Welt nichts anders zu thun, als ihre Kinder zu erziehen, und ihres Mannes Geld aufzubewahren; sie brauchen also ihren Harem nie zu verlassen. Doch dürfen sie auch ihre Freundinnen besuchen, und zu diesen lassen sie sich in Palankin tragen, ohne daß sie nöthig haben, es dem Manne vorher zu melden. Sie spaziren auch wohl ein wenig in ihren Gärten herum, lassen Musikanten, Tänzerinnen, Taschen-

spieler kommen, und verscheuchen so die Einförmigkeit. — Das Recht, mehrere Weiber zu nehmen, scheint den Europäern unterdrückend und erniedrigend für das schöne Geschlecht; mir aber scheint diese Sitte in der Natur gegründet. Die Schwangerschaft und das Säugen der Kinder trennen die Gattin ohnehin auf kürzere oder längere Zeit von dem Gatten. Die asiatischen Weiber haben das Recht, den Mann sehr lange von sich entfernt zu halten: ein Europäer wäre in dem Falle ganz verwaist; der Asiate flüchtet sich zu der zweiten Gattin. Die Vielweiberei ist also eine Entschädigung für jenes Recht. Weder Ehre noch Eigenliebe der ersten Frau werden dadurch gekränkt; die zweite und dritte Frau sind nie von guter Familie; denn reiche und vornehme Leute verstatten ihren Töchtern solche Heirathen nicht. Die erste Frau läßt sie zu ihrer Gesellschaft nicht zu. Wären sie aber doch von höherem Stande und wohlerzogen, so leben sie in Häusern für sich, etwa wie in Europa die Maitressen. Die Weiber hingegen von geringer Herkunft dienen der ersten Frau gleichsam als Mägde, und ihre Kinder dürfen sich nicht die Rechte von den Kindern jener anmaßen. Die erste Frau vermählt sich nie, ohne sich ein ansehnliches Witwengehalt zu versichern, und gewöhnlich behält sie, bei dem Tode des Mannes, die ganze Erbschaft. — In Europa glaubt man gewöhnlich, alle Asiaten hätten drei oder vier Frauen. Dem ist nicht so. Die meisten begnügen sich mit einer einzigen. Unter Tausenden findet man vielleicht fünfzig, die zwei, und unter

diesen Fünfzigen hinwiederum kaum zehn, die mehr als zwei Weiber haben. Sie wissen wohl wie schwer es ist, den Frieden zwischen mehreren Frauen zu erhalten, und die Furcht vor Hader und Zwietracht bestimmt sie zur Genügsamkeit. — Das Ehescheidungsrecht haben in Asien die Männer, aber sie üben es nicht. Vernachlässigt jedoch der Mann seine Frau ganz, oder läßt er es ihr am Nothwendigen fehlen, so darf auch die Frau auf Scheidung dringen. — Das gesetzliche Zeugniß der Weiber gilt in Asien nur halb so viel, als das der Männer. Wo zwei männliche Zeugen den Beweis eines Faktums vollkommen machen, da sind vier weibliche erforderlich. Dies Gesetz gründet sich auf Unerfahrenheit und Leichtsinn der Weiber. — Es wird in Asien für Schande gehalten, wenn eine Witwe wieder heirathet, oder sich noch gern putzt, oder Zerstreuung und Vergnügen sucht. Kein Gesetz verbietet ihr das alles; doch setzt nur sehr selten eine Witwe sich über das Vorurtheil hinweg. — Die jungen Mädchen empfangen ihre Männer aus den Händen der Eltern, dürfen nie selbst wählen. Ich weiß auch nicht einmal, ob diese Freiheit wünschenswerth sei? Wenn die jungen Europäerinnen wider den Willen ihrer Eltern heirathen wollen, so müssen sie doch auch mit dem Liebhaber davon laufen, wie in Asien die Sklavinnen thun. — Der asiatische Gebrauch überläßt der Frau die Verwaltung von des Mannes und dessen Kinder Vermögen. Der Mann heirathet hauptsächlich aus zwei Ursachen: um sich nicht um die Erziehung der Kinder und um

sein Geld bekümmern zu dürfen. Das letztere überliefert er der Frau, so wie er es einnimmt, und wenn sie wollte, sie könnte jeden Augenblick die Früchte seines Fleißes vernichten. Oft geschieht es, wenn der Mann alt wird, und das anvertraute Gut zurückbegehrt, daß ihm die Frau nur gerade so viel gibt, als er zu seinem Unterhalt braucht, das übrige aber für ihre Kinder zurücklegt. — Ihre Gewalt über die letztern ist unbegrenzt. Sie lieben sie gewöhnlich blind, und erziehen sie schlecht, weil sie selbst unwissend sind. — Auch bei dem Heirathen der Kinder haben sie die entscheidende Stimme; selten setzt da der Mann seine Meinung durch, denn die Kinder nehmen immer die Partei der Mutter. — Sind Vater und Mutter von verschiedenen Sekten, so weiß die letztere den Kindern zeitig ihren Glauben einzupflanzen. — Ueber die Bedienung im Hause hat die Frau eine bei weitem größere Gewalt als in Europa. Die weiblichen Domestiken im Zenana (Harem) stehen ganz unter ihren Befehlen, sie wählt und jagt sie nach Belieben wieder fort. Der Mann hat dazu nicht das Recht. Hat er Ursach, sich über eine derselben zu beklagen, so wird gerade diese der Frau dadurch noch lieber; zieht er hingegen eine ihrer Zofen vor, so bleibt sie gewiß nicht lange im Hause. Auch des Mannes Bediente kennen und fürchten den Einfluß der Hausfrau. — Wenn in Europa ein harter Zwist die Ehe trübt, so muß wohl die Frau zu ihrem Vater oder Verwandten fliehen; in Asien umgekehrt. Nicht einmal zu essen kann der Mann bekommen,

wenn seine Frau es ihm nicht gibt; denn in der Zenana werden die Speisen zubereitet. — Die Asiatinnen besitzen das Talent, den Mann durch ihre Grillen weit mehr zu martern als die Europäerinnen. Sie glauben allgemein, daß, um die Herrschaft zu behaupten, eine Frau ja nicht zu sanft und nachgiebig sein dürfe. Alles machen sie den Männern ein wenig schwer, um den Werth ihrer Gefälligkeit zu erhöhen. Wenn z. B. eine Frau ihren Vater auf drei Tage besucht, so kommt sie sicher auch am vierten noch nicht zurück. Dann findet sich der Mann freundlich ein, sie abzuholen; aber sie folgt ihm noch nicht, verspricht etwa den andern Morgen zu kommen, und täuscht ihn abermals. Oder, wenn sie zu Tische gerufen wird, ist sie nie fertig, und läßt den Mann warten, bis die Speisen kalt sind, und dergleichen mehr. Besonders wäre es höchst unschicklich und undelikat, wenn die Frau von einem Besuche ihres Vaters gleich auf des Mannes erste Bitte sich wieder einfände. — Endlich ist auch noch ein Punkt, der die Unabhängigkeit der asiatischen Weiber unwiderspechlich beweist. Wenn nämlich Mann und Frau uneinig sind, so kann die Frau ohne weitere Umstände ihre Kinder nehmen, sammt allem, was sie etwa Kostbares hat, damit zu ihrem Vater gehen, und so lange verweilen, bis der Maun zu Kreuze kriecht.“ —

Man muß gestehen, daß Herr Mirza-Abu-Thaleb-Khan sich viele Mühe gegeben hat, die Vorzüge zu beweisen, deren die Weiber im Orient genießen; wir glau-

ben aber doch nicht, daß eine europäische Dame dadurch versucht werden wird, sich den Platz einer Harems-Gebieterin zu wünschen.



Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen für Jünglinge,

vom Proffessor Müller in Schaffhausen,

ist ein sehr gutes Buch für erwachsene Leute. Man darf nur einen Blick auf das Inhaltsverzeichniß werfen. Die sieben Weisen; Hesiodus Werke und Tage; die säumende Nemesis; Atterbury Rede von Revolutionen; d'Agnesseau's Rath an seinen Sohn über die Einrichtung seiner Studien; altdeutscher Fürsten und Gelehrten Gedanken vom Werthe der Wissenschaften u. s. w. — Hier zur Probe des alten nürnbergischen Rathsherrn Pirkheimer's Urtheil über seine Nation, aus welchem erhellt, daß seit 1515 die Deutschen noch nicht viel klüger geworden sind:

»Wer aber ferners der Teutschen achtet, der findet einen sondern Fürwitz und Mangel an ihnen, daß sie aller Dinge eher Acht haben suchen, nachfragen und verwundern, denn ihres eigenes Dings; durchwandern alle Welt bis zu den äußersten Inseln, erspähen fürwitzig alle Ding, und sich selbst wissen sie nicht; und geht je nach der Welt Brauch mit den Teutschen zu, daß sie immerzu wähnen, des andern Kuh habe ein größer Euter, und besser Ge-

treib sich auf der Nachbarn Acker. Aus diesem ist geflossen, daß die Teutschen eher von Indianern wissen zu sagen, denn von Teutschen. Kunst, Sprach, Weisheit in Reden und Thaten, die lassen sie gern demüthig andern, ja geben es ihnen selbst, und rühmen und bewundern, aus einer sonderlichen fast thörigten Demuth, anderer Rath, That, Bücher, Lehre, Red, und gefällt einem Teutschen in summa nichts was sein eigen ist, sondern nur fremde Sitten, Sprachen, Kleidung, Geberden; sogar daß etliche mit Kunst aus gelben oder weißem Haar, darum daß es Teutsch ist, schwarzes französisches, welsches oder spanisches lassen machen, mit seltsamen beschornen Köpfen, verkehrter Sprach, welche sie, so sie es gleich reden, ungern und verkehrt, als könnten sie es nimmer, reden, und in summa, wie die Affen, aller Länder verderbte Sitten und Kleider (und Grundsätze!) sich anmaßen, und in Teutschland bringen, also daß Germania itzt voll teutscher Franzosen ist. — Ein Franzos wünscht ihm nicht, daß er ging, redte ꝛc. wie ein Teutscher; ein Ungar nähme einen teutschen Rock nicht geschenkt; ein Teutscher hat aber deß ein Wollust, mag weder seiner Sprach, Sitten noch Kleidung u. s. w.» — Sollte man nicht glauben, der ehrliche Pirkheimer habe für die letzte Ostermesse geschrieben?

Ein Urtheil über J. Rousseau, welches Edmund Burke 1791 in einem Briefe an ein Mitglied der Nationalversammlung fällte, verdient auch nicht vergessen zu werden:

»Wir haben diesen großen Stifter und Lehrer der

Philosophie der Eitelkeit bei uns in England gehabt, und da ich die beste Gelegenheit hatte, von Tag zu Tage sein Betragen zu beobachten, so blieb endlich kein Zweifel in mir übrig, daß kein anderes Prinzipium weder seinen Verstand leite, noch Einfluß auf sein Herz habe, als Eitelkeit. Diesen Fehler besaß er in einem Grade, der an Wahnsinn gränzte. Nur diese regellose excentrische Eitelkeit allein bewog ihn, die tolle Beichte seiner tollen Fehler zu schreiben, und eine neue Art von Ruhm darin zu suchen, daß er die geheimen und pöbelhaften Laster, die, wie man längst wußte, oft mit eminenten Talenten verbunden sind, kühn an's Licht stellte. Der kennt die Natur der Eitelkeit noch nicht, der nicht weiß, daß sie allgefrässig ist; daß sie keine Auswahl in ihrem Futter macht; daß sie selbst von eigenen Fehlern und Lastern mit Lust spricht, wenn sie nur dadurch Erstaunen erregen, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und, im schlimmsten Fall, sich wenigstens das Lob, aufrichtig und offen gewesen zu sein, erhaschen kann. Dieser Mißbrauch und diese umgekehrte Anwendung, welche die Eitelkeit selbst von der Heuchelei macht, war es, welche Rousseau antrieb, ein Leben zu beschreiben, welches auch nicht einmal hie und da mit Tugenden besprengt, oder durch eine einzige vorzüglich gute Handlung ausgezeichnet war. Eine solche Lebensbeschreibung ist es, die er der Aufmerksamkeit des Menschengeschlechtes vorzulegen wagt, und die er mit wildem Trotz seinem Schöpfer vor's Angesicht schleudert, den er nur darum anerkennt, um

ihn herausfordern zu können. — Unaufhörlich verschwendet er die Schätze seiner mächtigen Beredsamkeit in Phrasen von allgemeinem Wohlwollen, während sein Herz auch nicht einen Funken gemeiner Vaterliebe in sich hegt. Wohlwollen gegen das ganze Geschlecht, und Gefühllosigkeit für jedes Individuum, das mit ihren Lehrern in einige Verbindung kommt, das ist der Charakter der neuen Philosophie! Die Grille einer ungesellschaftlichen Independenz im Kopfe, schlägt dieser Held der Eitelkeit den verdienten Lohn für gewöhnliche Arbeiten aus, so gut als den Tribut, den der Reichthum dem Genie schuldig ist, und der, wenn er gegeben wird, den Geber und Empfänger gleich ehrt; und sucht alsdann durch sein Bettelthum seine Laster wieder zu versöhnen. Er schmilzt von Zärtlichkeit für die, die in der entferntesten Verbindung mit ihm stehen; die Brut (spawm) seiner ekelhaften Liebschaften hingegen wirft er, ohne einige menschliche Regung, wie eine Art von Auswurf, von sich, und schickt seine Kinder in's Findelhaus. Bären lieben lecken und formiren ihre Jungen — aber die Bären sind keine Philosophen! Doch die Eitelkeit findet ihre Befriedigung darin, den Gang unserer natürlichen Empfindung umzukehren. Tausend bewundern den empfindsamen Schriftsteller; der zärtliche Vater ist kaum in seinem Kirchspiel bekannt!»

Auch die biographischen und literarischen Denkwürdigkeiten Kaiser Maximilian's des Ersten werden jeden Leser anziehen. Eins der Bonmots dieses trefflichen Fürsten

gilt heut zu Tage nicht mehr; er nannte nämlich den Rhein die Pfaffenstraße.

Robert Percival.

Robert Percival, ein englischer Offizier, hat in den Jahren 1797 bis 1800 eine Reise nach und auf der Insel Ceylon gemacht, und drucken lassen. Auch ist derselben ein Bericht von der Gesandtschaft angehängt, welche im Jahre 1800 an den König von Candy geschickt wurde. Das Ganze ist ein sehr interessantes Gemälde. Ein großer Geschichtsforscher ist der Verfasser zwar eben nicht; denn er meint z. B. die Insel Ceylon sei erst seit 1505 bekannt, da doch schon die Römer zu Claudius Zeiten sie unter dem Namen Taprobana kennen lernten, und sogar zwei Gesandte aus jenem fernen Welttheil in Rom's Mauern sahen. — Wenn man Ceylon von ferne aus der See erblickt, so glaubt man sich in eine Feenwelt versetzt. Grüne Teppiche schmücken die Ufer, Gruppen von Kokosbäumen erheben sich aus Reißfeldern, hohe Gebirge schließen den Horizont und sind mit düsterschattenden Bäumen bewachsen, deren einzelne Blätter zuweilen fünf und sechs Wanderern ein Obdach gewähren können. Hier ankern die Schiffe sicher vor allen Stürmen; Flüsse, Seen, Teiche, ja selbst Sümpfe wimmeln von Fischen, und mit den schönsten Perlen ist der Meeresgrund

bedeckt. Gern möchten wir auch hinzusetzen, was schon Manche gefabelt haben, daß nämlich schon in einer Weite von zehn Meilen in der See die Insel Ceylon sich durch einen köstlichen Zimmetgeruch verrathe. Aber Percival erklärt diesen Umstand für ein Märchen. — Kaum hat der Fuß des Seefahrers das Ufer betreten, so erblickt er drei ganz verschiedene Menschengeschlechter, die weder in Tracht noch Sitten das geringste mit einander gemein haben. So eigenlaunig als der Charakter der Einwohner, ist auch das Klima: heiße Tage, kalte Nächte, stille Morgen, stürmische Abende. Die Insel ist eins der waldigsten und düstersten Länder auf dem ganzen Erdboden: die Bäume pressen sich gleichsam an einander, durch ihre dicken breiten Blätter dringt kein Sonnenstrahl, tausende von kraftvollen Schmarotzerpflanzen kriechen um ihre Stämme und strecken ihre Schlingen weit hinaus. Finstere Wälder, steile Felsen, enge Schluchten, machen für den Europäer das Königreich Candy unzugänglich. Es liegt im Innern der Insel, und ist ein Sammelplatz ekelhafter Insekten und gefährlicher kriechender Gewürme. Alle Gattungen buntgefiederter Sänger beleben den düstern Aufenthalt. Affen von allen Arten findet man in Menge, auch Menschen nicht viel besser als Affen, Bedatos genannt, die frei von allen gesellschaftlichen Banden in den einsamen Wäldern herum irren, kein Dach haben als das der Bäume, und sich von Früchten und Thieren nähren, welche letztere sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu jagen wissen. — Die Unterthanen

des Königs von Candy wohnen nicht prächtiger, und leben ungefähr wie vormals die alten Deutschen oder Gallier. Selbst ihr König, ob er gleich mit den pomphaftesten Titeln prangt, residirt in einem elenden Walddorfe; die furchtbaren Wälle dieser Residenz bestehen aus drei- und vierfachen Hecken, und seine Schanzen sind eine Menge großer Dornenbüschel, welche den Weg verlegen und hinter welchen seine Soldaten lauern; die Schildwachen haben ihre Posten immer auf den höchsten Spitzen der Bäume, von wo sie ungesehen jede Bewegung der Europäer belauschen. — Es ist kein Plätzchen auf Ceylon, das nackt und wüste wäre: alle Keime des Lebens scheinen im Schooße dieser Insel zu liegen; aber das Leben selbst entwickelt sich nur dauerhaft im Pflanzenreiche; große Sümpfe hauchen den Tod aus und vergiften die Luft. Auf der Küste ist das Klima ziemlich milde und gesund, im Innern des Landes nicht also. Ein Ceylonese von zwanzig Jahren zeigt schon Runzeln; die Natur ist dort lachend, die Menschen sind es nicht. Immer ernst und melancholisch kennen sie kein anderes Vergnügen, als das der Rache.

Selbst die Pracht ihres Königs ist eine traurige Pracht: nur bei Fackelschein gibt er Gesandten Audienz, und ob er sich gleich einen Bruder der Sonne nennt, scheint er sich doch der Verwandtschaft zu schämen. Seine Großen liegen mit den Gesichtern auf der Erde; den König ansehen, wäre ein Verbrechen, des Todes würdig. Das tiefste Schweigen herrscht im Saale; nur allein der Adigar, sein

Premier-Minister, hat das Vorrecht, ihm leise zuzuflüstern. — Ein Aberglaube, so finster als ihre Wälder, beherrscht die Ceylonesen. Im Sommer nämlich liegt die Natur von drei bis sieben Uhr des Abends gewissermaßen in Krämpfen: das Rollen des Donners ist so betäubend, daß, nach Percival's Zeugniß, kein Europäer sich einen Begriff davon machen kann; selbst die Eingebornen können des fürchterlichen Wiederhalls nie gewohnt werden: sie beben, und bilden sich ein, daß zahllose Furien mit ihren Fittigen um sie rauschen, manche werden wahnsinnig vor Schrecken. Auch die beherztesten europäischen Soldaten können sich der Furcht nicht erwehren. — Die Natur selbst scheint sich gegen das Leben der armen Ceylonesen verschworen zu haben. Schlangen, Büffel, Elephanten, wilde Schweine, sind ihre gewöhnlichsten Feinde; eine Art Blutegel, die sehr häufig gefunden wird, schlüpft so dünn als eine Nadel, zwischen den Kleidern unbemerkt an den Leib, sticht, saugt sich fest, und bedeckt plötzlich den sorglosen Wanderer mit Blut. Doch mehr als vor allen diesen Plagegeistern zittern die Einwohner vor den Europäern, und hier sind nicht selten jene schlimmen Blutegel ihre Schutzgötter geworden; denn wirklich haben die holländischen Soldaten mehr als Einmal vor diesem Insekte zurückweichen müssen. — Spinnen gibt es auf Ceylon, die so ungeheuer groß sind, daß sie in ihren Geweben kleine Vögel fest halten. Eine sehr giftige Schlange, die Kappenschlange genannt, wohnt daselbst, und bezeigt ein außer-

ordentliches Vergnügen an der Musik, ja sie scheint gleichsam davon bezaubert. Die indischen Taschenspieler pflegen sie zahm zu machen, und lehren sie nach dem Takte sich bewegen. — Wir sagen nichts von den Malayen, die in großer Menge auf den Küsten von Ceylon wohnen. Ihre Wildheit ist bekannt; schon öfter ist z. B. die rasende Wuth beschrieben worden, der sie sich aus Rachsucht überlassen, und durch Opium dazu sich anfeuern. Diese Raserei hat einen eigenen Namen, der Mock, und ist in ganz Indien gekannt und gefürchtet. Ein Malaye, welcher von diesem Mock besessen ist, gleicht einem tollen Wolf: er wirft sich über den ersten den besten her; Freund oder Feind, Landsmann oder fremd, Alles opfert er seiner Wuth und die ganze Gegend zittert, bis es endlich einem oder mehreren glückt, die Erde von einem solchen Ungeheuer zu befreien —

Empfehlung einer trefflichen Gewohnheit.

Im Jahrr 1770 ließ der Magistrat der Stadt Bartenstein in Preußen drei große Tafeln, acht Fuß hoch und sechs Fuß breit, an dem dortigen Rathhause anschlagen: 1) eine Sittentafel, mit einer Auswahl von fruchtbaren, auf das bürgerliche Leben gerichteten Sittensprüchen aus der heiligen Schrift. 2) eine Militärtafel, mit dem Namen derjenigen Offiziere vom Regimente Anhalt, welche seit 1700 für Vaterland und König ihr Leben auf dem

Schlachtfelde verloren, und 3) eine Polizeitafel, welche hauptsächlich eine Feuerordnung enthält, sammt der Anweisung, wohin bei Feuersgefahr alte und kranke Personen, wie auch Geräthe und Güter in Sicherheit zu bringen. Der Versuch, auf diese Weise die Sittlichkeit der Bürger zu befördern, und das Andenken schöner Thaten zu erhalten, gereicht dem Magistrat der Stadt Bartenstein zu großer Ehre. Warum wird dies löbliche Beispiel nicht besonders in Residenzen nachgeahmt? — Wir sind ja sonst doch so ziemlich mit der Gräcomanie behaftet: warum setzen wir nicht auch Hermen, auf beiden Seiten mit Sittensprüchen versehen, wie Hipparch zu Athen that? Die Römer stellten ihre zwölf Tafeln auf dem Markt zu Jedermanns Kunde; ja sogar die Juden ließen ihre Gesetze auf dem Berge Ebal in Steine graben, und trugen die wichtigsten derselben, auf Denkzettel geschrieben, am Leibe. In manchen alten Kirchen und Rathsstuben schrieb man vormals biblische Sprüche an, welche Lehrer, Zuhörer und Richter an ihre Pflichten erinnerten. Unsere Alten stellten auch wohl in ihre Wohnstuben sogenannte Haustafeln, und bei den Reichern waren die besten Zimmer mit lateinischen und deutschen Sittensprüchen ausgeziert. Schreiber dieses hat selbst einmal auf eine sehr einfache und wohlfeile Weise sich Dessusportes verschafft, die er um keine Arabesken oder Blumenkörbe u. dgl. vertauscht hätte. Er ließ nämlich, nach Maßgabe der Größe der Thür, auf ein Stück himmelblaue französische Tapete eine Sentenz eines unserer besten Dichter mit goldenen Buchstaben malen, das

Ganze mit einer kleinen Bordüre von Blättern einfassen, und so über die Thür hängen. Dies gewährte nicht nur oft dem Geiste eine angenehme Beschäftigung (denn es waren lauter Kernsprüche), sondern nahm sich auch sehr artig aus; und man möchte wetten, wenn nur Ein reicher geschmackvoller Mann den Anfang damit machte, die Mode würde sich schnell allgemein verbreiten. — Oft ist mir auch auf den Landstraßen der Wunsch aufgestiegen, man möchte die Meilensteine, und besonders in Rußland, die um so viel zahlreicheren Werstpfähle benutzen, wie Hipparch seine Hermen. Wenn z. B. an einem solchen Meilensteine Herder's schöner Spruch stände:

Wie der Schatten früh am Morgen
Ist die Freundschaft mit dem Bösen:
Stund' auf Stunde nimmt er ab.
Aber Freundschaft mit dem Guten
Wächset wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Oder Wieland's:

Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube,
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns fest an diesem Glauben halten:
Ein einz'ger Augenblick kann Alles umgestalten!

Würde nicht mancher Wanderer stehen bleiben, sich diese Zeilen in's Gedächtniß prägen, und einen Eindruck mit sich hinwegnehmen, der vielleicht auf der Wanderschaft durch sein ganzes Leben von Nutzen für ihn sein könnte?



Die Neugriechen.

In der letzten Sitzung der Gesellschaft der Menschenbeobachter zu Paris hat Coray, ein Grieche, ein interessantes Memoire über die jetzt beginnende Wiedergeburt der Wissenschaften in Griechenland gelesen. Die Ursachen derselben findet er natürlich in der französischen Aufklärung, besonders auch in der Unternehmung, die Encyklopädie herauszugeben (!), nebenher in dem Kriege der Russen gegen die Türken, und in den Expeditionen nach Italien und Egypten. Doch die Ursache liege, wo sie wolle, genug, die erfreuliche Wirkung ist nicht abzuläugnen. Die jungen reichen Griechen sammeln auf den europäischen Universitäten Kenntnisse, mit denen sie ihr Vaterland bereichern. Locke's Versuch, Montesquieu über das römische Reich, die besten mathematischen Werke, Fourcroy's chemische Philosophie und eine Menge anderer guter Bücher sind in das Griechische übersetzt worden. Codrika, ein Athenienser, der zu Paris Sekretär des türkischen Gesandten war, hat Fontenelle's Welten und Anacharsis Reisen seinen Landsleuten in ihrer Muttersprache geschenkt *).

Daß die Energie, durch welche ihre Vorfahren so berühmt wurden, in den Griechen keineswegs erloschen ist,

*) Auch Menschenhaß und Reue ist kürzlich in's Griechische übersetzt worden.

beweisen noch täglich mehrere griechische Völkerschaften. Das Beispiel der Mainotten (vormalige Spartaner) ist bekannt. Ein anderer Stamm der Griechen, die Sullioten, weniger bekannt als jene, aber nicht minder tapfer, bewohnt einige Dörfer mitten zwischen den Felsen von Epirus, unweit des alten Dodona, umgeben von den der Poesie angehörigen Flüssen Acheron und Kozyt. Mit fünfzehnhundert waffenfähigen Männern vertheidigt dieser Stamm seine Freiheit gegen einen der mächtigsten Pascha's der europäischen Türkei. Wird die Gefahr groß, so gesellen sich auch die Weiber zu den Männern, und helfen einen Feind bekämpfen, der, trotz seiner Ueberlegenheit an Zahl, doch fast stets überwunden wird. Hier fallen Begebenheiten vor, deren sich das alte Lacedämon nicht zu schämen brauchte. In einem lebhaften Gefechte fiel ein junger Anführer der Sullioten; sein Tod erschütterte die Krieger: sie vergaßen zu kämpfen, und sammelten sich klagend um den Leichnam. Da kam schnell die Mutter des Todten, bedeckte ihres Sohnes Gesicht mit einer Schürze, nahm seine Waffen und — seinen Platz an der Spitze des kleinen Heeres, jagte den Feind in die Flucht, eilte zurück, entblößte das Gesicht des Sohnes wieder, und rief mit unterdrücktem Schmerz: »Ich habe deinen Tod gerächt!«



Inhalt.

Erzählungen.

Seite

Uebermaß menschlicher Leiden 7
Esther von Racine 10
Einige Beispiele von Liebe und Heldenmuth französischer Frauen während der Schreckenszeit 14
Die Rosen und der Pfau 23
Die Jungfrau von Orleans, als Frau und Mutter 29
Peter der Grausame 35
Ein seltsamer Prozeß 36
Zwei große Verlegenheiten einer Königin 41
Falsche Scham ist großen Seelen fremd 42
Hofdienst 44
Talbot 46
Billet an einen Reisenden in Toulon 49
Die Pariser Bluthochzeit 51
Jean Bart 52
Seltene Zartheit ehelicher Liebe 55
Marie Moulin zu Frankfurt am Main 58
Alexandre Claude le Fau 59

Seite

Der Königskuchen, oder der Bohnenkönig 61
Camoens 63
Die Luftbälle 68
Der Schutzgeist 73

Anekdoten.

Die Witwe 119
Tugendlohn 120
Der Grenadier 122
Kunst-Reim . . . . —
Ersatz 123
Grabschrift 124
Stolz auf Verwandtschaft 125
Geographie 126
Die Einschläferer 128
Distinguo 129
Anekdote von Friedrich dem Großen 130
Dichter-Neid 131
Seltsame Reise . . . . —

Miszellen.

Paradoxen 135
Prophezeiung 137

Seite

Der isländische Kristall 139
Es geschieht nichts Neues unter der Sonne 141
Aussprüche der Minnegerichte aus alten Handschriften von Baron Aretin 143
Vertheidigung der Xantippe 147
Das Wochenbett 150
Sabina, oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin . . . . —
Fragmente aus des Cousin Jaques Dictionnaire neologique 154
Wie man in großen Städten nach der neuesten Mode in's Theater geht 164
Die Kunst, die Weiber treu zu machen 167
Akrostichon 170
Warnungstafel 171
Die Winde 182
Wirkung der Kritik 183
Der große Corneille und der große Göthe 184
Moden 186
Eldorado 189
Ein Gedicht von Maria Stuart 190
Die asiatischen Weiber sind doch wohl besser daran, als die europäischen 193

Seite
Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen für Jünglinge 200
Robert Percival 204
Empfehlung einer trefflichen Gewohnheit 208
Die Neugriechen 211



Gedruckt bei J. P. Sollinger.

